Die XVII blütenreichen
HAUPTTUGENDEN
des MENSCHLICHEN LEBENS.

Eine lehr- und blumenreiche

Erbauungsschrift

für die Jugend

von

Dr. F. J. GRUBER.

Zweites Bändchen.

Mit 5 illuminirten Kupfern.

NÜRNBERG,
Verlag von G. N. Renner & Schuster.

J. A. Bühler sc. Nbg.

Wd

IX.

Innige Dankbarkeit.

IX.

INNIGKEIT der DANKENDEN GEFÜHLE
Für die Hülfe, die uns sanft erquickt,
Für den Trost, der, wie des Abends Kühle,
Labend der gepreßten Brust genickt,
Schmückt das Leben wie ein Blumenkranz.
Seht! der *Rose**) schöner Purpurglanz
Ist des *Dankes* zartes Ebenbild.
Dem, der pflegend Gutes ihr gethan,
Oefters ihren Stock begossen mild,
Sie erkenntlich ihren Kelch enthüllt,
Hauchet mit balsam'schem Duft ihn an,
Lächelt wie die Lieb', ihm rosig-hell,
Gibt ihm heilbegabtes Rosenöhl.

*) Lat. Rose. Franz. La rose.

Innige Dankbarkeit.

Als Kaiser Carl V sich zu Konstanz aufhielt, meldete sich bei ihm ein Knabe, und verlangte als Roßbube aufgenommen zu werden. Die kecke und doch angenehme Miene, die schöne Gestalt und das sonstige Betragen des Kleinen, der von sich weiter nichts zu sagen wußte, als daß er in der Schweiz geboren und Wolf sein Name, wie auch schon von Kindsbeinen an ohne Vater und Mutter sei, dies alles gefiel dem Kaiser ungemein, und er gewährte dem artigen Bittsteller die von ihm vorgelegte Bitte.

So verging ein Jahr; der kleine Wolf putzte und fütterte im kaiserlichen Stalle und auf kriegerischen Wanderungen Pferde, und verhielt sich so, daß keine Klage wider ihn erhoben werden konnte.

An Carls Hof befand sich eine weitschichtige Anverwandte, Namens Isabella, ein tollkühnes Fräulein, das nichts lieber that, als Jagen, Reiten und Fahren. Dem Kaiser waren zwei andalusische Hengste aus Spanien gesendet worden, die eben so schön von Gestalt, als wild in ihrer Aufführung waren. Der ganze Hof sprach von den schönen Andalusiern und bedauerte nur, daß man sie in ihrer natürlichen Wildheit und des ungemeinen Feuers wegen, weder zum Reiten noch zum Fahren verwenden konnte. „Du läppischer, feiger Hof!" dachte die kühne Isabella, „sieh nur ein wenig zu, du sollst auch bald von der Prinzessin Isabella reden." Keine Stunde verging nach diesem besondern Selbstgespräche und die verwegene Isabella saß in einem leichten zierlichen Fuhrwerk, und lenkte und regierte die muthig einher tanzenden Andalusier. Ganz Wien erstaunte über dieses kühne Unternehmen; die Hengste aber zogen bald höhere Saiten auf, d. h. sie stiegen in die Höhe, machten einen lustigen Seitensprung nach dem andern, und gingen endlich im vollen Carriere mit der Prinzessin durch, die alle

Fassung verlor, und in der augenscheinlichsten Lebensgefahr schwebte. Tausende sahen dem Spektakel zu, keiner aber konnte der ausgerissenen vierbeinigen Wildfange habhaft werden; doch nein — ich irre, wenn ich das sage, denn sieh! eben als die beiden spanischen Ungethüme in eine Seitengasse einbiegen wollen, wirft sich ihnen ein etwa 14jähriger Jüngling entgegen, faßt mit beiden Händen gewandt die Stangenzügel der tobenden Rosse, und wird ihrer so sehr Meister, daß sie auf einmal mäuschenstille dastehen. Prinzessin Isabelle springt aus dem Wagen, unser Roßbube oder Roßbändiger Wolf aber — denn dieser und kein Anderer war der handfeste Zähmer der wilden Hengste, — leitet das Gespann gravitätisch in den Hofstall zurück.

Kaiser Carl erfährt das Ganze, das wilde Isabellchen empfängt eine Straflektion, Wolf aber ein reiches Geschenk, und wird von dem Stall aus unter die junge Dienerschaft des Kaisers versetzt. Der brave Junge hat auch nicht das Mindeste dawider einzuwenden, und als es jetzt in den Krieg geht, und er mit darf, da weint der schöne herzhafte

Jüngling helle Freudenthränen. Des guten Wolfs Entzücken vermehrt sich, als der Kaiser eines Tages mit Wohlgefallen auf ihn blickt, und dem Grafen Pappenheim den Befehl gibt, daß statt des im Kampfe gebliebenen Edelknechts Schroffenberg von nun an der schweizerische Wolf das kaiserliche Streit- und Jagdhüfthorn an der goldenen Kette tragen sollte. Diese Auszeichnung verschaffte dem braven Wolf, der in dem Kaiser seinen zweiten Vater ehrte und liebte, und stündlich für selben das Leben mit tausend Freuden hingegeben haben würde, die längst ersehnte Gelegenheit, daß er fast immer an der Seite seines erlauchten Monarchen reiten durfte. Fügte es sich, daß Carl einen wichtigen Auftrag zu besorgen hatte, so kehrte er sich meistens mit den Worten zu dem getreuen Knecht: „Geh Wolf!" Unser wackere Diener hat aber auch oft manches schwierige Stück Arbeit auszuführen; denn Kaiser Carl lebte zu einer sturmbewegten Zeit mehr im Kriegszelt als im gemächlichen Zimmer der Hofburg, und hörte öfter den rauhen Schall des Schlachthorns, als den sanften Laut der lieblichen Hofkam-

mer-Musik. Hüfthornträger Wolf wurde nicht einmal der deckende Schild seines kaiserlichen Herrn, welcher sich oft rasch, wie eine Sturmwolke, in die dichten Reihen des Feindes stürzte. Solches geschah auch in der merkwürdigen Schlacht bei Tunis, wo Edelknecht Wolf seinen erlauchten Gebieter an der Spitze einer schwachen Reiter-Abtheilung stundenlang gegen eine 10mal überlegene feindliche Kriegerschaar deckte und beschirmte, nebstbei aber auch mit eigener Faust mehrere Tunesen erlegte. Das Treffen fiel für den Kaiser siegreich aus, und dieser, der sich der That seines tapfern Edelknechts erinnerte, klopfte demselben Angesichts aller versammelten Feldobristen auf die rechte Schulter, lächelte gnädig und sprach: „He da Wolf! den tapfern Degen dürfen wir nicht vergessen. Ich habe dem wackern Jungen einst Unterkunft und Obdach verschafft, er aber lohnt es mir immer durch die festeste Ergebenheit und durch innigste Dankbarkeit. Der Junge hat, so wahr uns Gott helfe, in der heutigen Schlacht, wie ein leibhaftiger Wolf unter den Ungläubigen herumgewürgt, und heißt daher mit Fug und

Gebühr: Wolf. Komm her, Junge! du hast dich brav gehalten, und damit dessen sich die Nachwelt erinnern möge, sollst du für ewige Zeiten den Wolf im schwarzgelben Felde in der Stammwappen führen, die ich dir auf deinem Schild will malen lassen."

So der Kaiser. Edelknecht Wolf verneigte sich tief, und stammelte tiefbewegt den innigsten Dank, mit welchem sich die hellen Thränen vermengten, die von seinen Rosenwangen herabträufelten.

Der verhängnißvolle Heimmarsch der kaiserlichen Armee aus Asien und die Hindernisse, die derselben im Burgundischen entgegen gesetzt worden sind, das alles ist in der Kriegsgeschichte so sehr bekannt, wie der merkwürdige Sieg, den Carls zusammengeschmolzenes Heereshäuflein über die Kriegsmacht des Herzogs von Burgund errungen hat. In dieser glorreichen Feldschlacht setzte der Kaiser mehrmalen sein eigenes Leben in die augenscheinlichste Todesgefahr ein, um seine Streiter und besonders sein tapferes Leibregiment, das aus deutschen Tuch- und Zeuchmachern bestand, aufzumun-

tern. Als dieses im Centrum vorwärts drang, sprengte Carl an der Seite seines Edelknechts Wolf und weniger Reiter zu den Rand eines Waldes, von wo aus er die Position des Feindes näher in's Auge fassen konnte. Hier angekommen, sah Carl und sein Gefolge sich auf einmal von einer zahlreichen feindlichen Abtheilung umzingelt, die aus dem Dickicht des Forstes hervorstürmte, und sich mit jeder Minute zu vermehren begann. Die angestrengteste Tapferkeit konnte in einer solchen Lage nur für einige Minuten Rettung von Tod oder Gefangenschaft verleihen. Edelknecht Wolf wirkte auch hier Preis- und Erstaunungswürdiges. Während die nervige kampfgeübte Faust dieses jungen Helden Alles, was sich ihm und dem Kaiser verderbend nahen wollte, zusammenmähte, entlockte der Mund dem Hüfthorne rettende Töne, und die Rettung nahte in einer Abtheilung spanischer Reiter, welche die feindliche Horde in die Flucht schlug und den hochgeliebten Monarchen befreite.

Auch hier erglänzte der Sieg den kaiserlichen Streitern, und Carl V belohnte sein tapferes Leibregiment durch Hinzu-

fügung des Burgundischen Kreuzes zu den früher verliehenen Wappen-Insignien, als da sind, Krone, Scepter und Schwert. Der Kaiser gedachte auch diesmal, wie billig, seiner wackern Feldobristen und hierauf seines braven Edelknechts, indem er also sprach: „Wenn ich deiner bedurfte, so sagte ich immer nur: „Geh Wolf!“ Du sollst von diesem Moment an frei seyn von der Verrichtung eines Dieners, und Freiherr von Gehwolf heißen, und ob dessen, was du für mich gethan, mein Bild tragen an der tapfern Brust, und das Horn, welches du zu meiner Errettung angestimmt, aufnehmen dürfen in dein Wappen, damit deines Namens und deiner Thaten sich annoch die späte Nachwelt ehrend erinnern möge.“

Und also geschah's, daß von nun an auch zwei Hüfthörner den beiden Wölfen und als Aufsatz dem Wappen angefügt, und unter jenem ein geschlossener Silberhelm mit der goldenen Brustmedaille an einer goldenen Kette angebracht werden durften. Die ganze Wappe trägt die Farbe des allerdurchlauchtigsten Kaiserhauses Oesterreich; zwei En-

gel, die Tuba des Ruhmes in der Hand haltend, lehnen sich rechts und links an das Gehwolf'sche Familien-Wappen, und in dieser Ausstattung ward es seit Carl V Zeiten in der Gehwolf'schen Familie fortgeführt. Ihr Stammvater ließ sich später in Bayern nieder, seine Nachkommen erarmten jedoch unter den Geiselstreichen des Krieges so sehr, daß sie wohl ihr adeliches Stammwappen, nimmer aber den freiherrlichen Titel fortzuführen für gut fanden. Ersteres bezeugt eine hölzerne Tafel, die sich seit dem Jahre 1724 auf dem Rathhause zu Regensburg befand, und im Jahre 1734 von dem Magistratsrath titl. Wendler dem quittirten k. b. Lieutenant Johann Georg Gehwolf behändigt worden ist. Diese Tafel trägt genau das obenbeschriebene Stammwappen. Die Gehwolfe machten sich schon im Jahre 1564 in der Reichsstadt Regensburg ansässig; eine Stammlinie blieb jedoch in der Anstellung beim kaiserl. Postwesen in Alteglofsheim, worüber ein steinernes Grabmal auf dem protestantischen Gottesacker ausser dem Neuthore der k. b. Kreishauptstadt Regensburg folgende Auskunft ertheilt:

Dem alten Gehwolfs Stamm
so ehmals wir entsproßen,
zu alten Egloffsheim
ist diese Gruft bereit.
Es ist nun 100 Jahr
Und vierzig sechs verfloßen,
da ihre Väter sich
Von Babels Tand befreit,
und sich nach Regensburg
zur reinen Lehr' begeben,
Da Gott sie hat ernährt
Geehrt sie und vermehrt
in Kind und Kindes Kind
Theils tod Theils die noch leben,
Bis dieser Gott auch einst
ein seligs End beschert.

A. Ch. MDCCX.

Die Gehwolfe erschwangen sich in Regensburg in die Reihe der Patricier und Senatoren, und dieser Stamm blü-

het gegenwärtig in 6 Familien, von denen nur eine bemittelt, die übrigen aber vermögens- und güterlos, ja sogar arm sind.

Dies alles hat der Verfasser theils aus Manuscripten der städtischen Bibliotheken zu St. Gallen, Basel ꝛc. theils aus Geschichtschroniken des Vaterlandes Bayern gezogen, und dadurch des Edelknechtes Wolf dankbares Gemüth historisch beleuchtet.

X.

Keusche Sitte.

X.

KEUSCHE, ENGELREINE SITTE
Ist die Wurzel aller Tugend,
Schmückt als eine Himmelsblüthe
Deinen Lebensraum, o Jugend!
*Himmelsröslein**) ist ihr gleich.
Wie ein Stern im reinsten Lichte
Glänzet sie im weiten Reich
Florens unserm Angesichte.
Keusche Knaben und Jungfrauen
Gern' in ihrer Nähe weilen,
Ihr besonders Lob ertheilen,
Weil sie sich in ihr erschauen.

---

*) Lat. Lychnis coronaria.

Keusche Sitte,

oder:

Bewahrung der Unschuld, dieser hochschätzbaren Habe.

Unschuld mit den Engelsmienen,
Mit dem himmlisch-reinen Aug'!
Wo du thronest, o, da grünen,
Von des Friedens Balsamhauch
Sanft geschaukelt, Edens Wonnen
Im beglückten Busen auf.
Schöner glüh'n des Lebens Sonnen,
Heller zieht der Sterne Lauf.

Alle Freuden, die das Leben
An der Tugend Brust erzieht,
Unschuld, strahlender umschweben
Sie dein himmlisches Gemüth.

I.

An euch, ihr zartblühenden Jungfrauen und Jünglinge Deutschlands, richtet diese euch freundschaftlich geweihte Jugendschrift nun ihre warnende Stimme. Es läßt sich voraussehen, daß dieses Büchelchen, über welches das Panier der Religion und Tugend ausgebreitet ist, aus der Hand eurer lieben Aeltern, Seelensorger und Lehrer in die eurige übergehen, daß ihr blüthenreicher Inhalt euer schuldenreines Herz erquicken und im Kampfe mit den verführerischen Reizen der Sinnlichkeit stärken werde. Möchte doch das himmlische Bild der holden fleckenreinen Unschuld stets euerm Antlitz selbst entstrahlen, und dieses und euer ruhiges Herz die sicherste Verbürgung zum klaren Himmelsgezelt aufsenden,

daß der paradiesische Genuß aller reinen Lebenswonnen, daß der beseligende Umgriff jeder preiswürdigen Menschentugend in euch selbst throne, und zu Gott, der unerschöpflichen Sonnenquelle aller Tugend und Seligkeit, emporstrebe!

Jungfrauen und Jünglinge! seid ihr auch wirklich noch so glücklich, dieses höchste und schönste Erdengut, die Tugend der Unschuld, zu besitzen;

Dann bewahret dieses Gut
Stets als köstlichste Juwele,
Als das Diadem der Seele,
Und seid immer auf der Hut,
Daß der Scorpionenblick
Der Verführung nicht das Glück
Euers Herzens in der Röthe
Eurer keuschen Wangen tödte.

Ach, der Gefahren, die dem fleckenlosen Spiegel eurer keuschen Gemüther drohen, die ihm täglich und stündlich gleich den Schlangen drohen, die im blumigen Grün versteckt und in ihrem glänzenden Farbengemische recht lieblich anzuschauen,

jedoch um so giftiger und verderbender sind; solcher Gefahren sind so viele. Dreifach sind die Schlingen, welche die satanische Hand schamloser Verführung dem zarten arglosen Keim euerer engelgleichen Herzen legt: Worte, Schriften, Handlungen. Von letztern, die und wie sie jemals zum satanischen Morde keuscher, jugendlicher Herzen angelegt und mit frevelhafter Schamlosigkeit ausgeführt wurden, laßt mich in diesen, der heiligen Tugend und Herzensreinheit gewidmeten Blättern schweigen; unnennbares Entzücken aber soll es mir verschaffen, aus dem Thatenreviere eines deutschen Mädchens und anderer deutschen Jungfrauen nachahmungswürdige Beispiele euch aufzuführen. Diese mögen euch dazu anregen, daß ihr stets mit tugendhafter Charaktersfestigkeit Ohr und Herz von den schnöden Zungen und verderbenumwundenen Schriften der zucht- und schamlosen Verführung hinwegkehret, und dadurch die paradiesische Seelenblüthe eurer Unschuld zu retten suchet.

Beate R**, so nennt sich ein noch im himmlischen Frieden beglückender Seelenreinheit lieblich aufsprossendes

14jähriges Mädchen in Hamburg *), das zu einer ausgearteten Vettel, welche in Gegenwart der keuschen Jungfrau unflätige Reden ausstoßen wollte, mit hochentrüsteter Gesichtsmiene sprach: „Weiche von mir hinweg, Schamlose, und vergifte nicht durch dein Schlangengezisch den Frieden meines Herzens!"

Beate nennt sich dieser weibliche Engel, und das, was dieser liebliche Taufname ausdrückt, die Glückliche, sie ist's in vollster Bedeutung, sie ist's im Besitze sorgsam bewahrter Unschuld, und gar lieblich und beseligend tönt in so mancher Stunde durch die feierliche Stille des späten Abends und in den frohen Lerchenschall des frühen Morgens das schöne, gemüthliche Lied, welches die Eigenheiten jener drei herrlichen Blumen hell entfaltet, die sie in ihrem engelreinen Herzen pflegt und erzieht. Wie stolz bin ich darauf, daß sie es durch meinen Vetter von mir bezogen, und daß ein berühmter Tonsetzer ihr hiezu die Musik gefertigt hat! Der Text dieses Liedchens lautet also:

---

*) Ein Anverwandter von mir berichtete mir diese wahre Begebenheit, die in dem Hause vorging, wo er als Handlungscommis conditionirt ist.

Im Garten des Herzens drei Blümchen steh'n,
Die will ich recht sorgsam mir pflegen;
Ihr freundlicher Duft soll mich immer umweh'n,
Erquickend, wie himmlischer Segen.

Im Lilienweiß sich das erste erhebt,
Blinkt klar, wie die silberne Quelle;
Ist's, welches mit reinsten Genüssen erhebt
Dies Leben: Die Unschuld der Seele.

Im lieblichsten Golde das zweite mir glänzt,
Sein Kelchlein schmückt ewige Jugend;
Die Tage mit himmlischen Freuden es kränzt,
Das heilige Blümlein der Tugend.

Ich sehe das dritte im lächelnden Grün
Zum heiteren Himmel erhoben:
O Blümlein des Glaubens! dir strahlet Gewinn
Des ewigen Lebens von oben.

Die schönen drei Blümchen, ich lasse sie nicht,
Stets will ich sie pflegen und warten!
Sie leiten den Geist, der die Hülle durchbricht,
Ja einst in den himmlischen Garten.

II.

Seitdem die Welt steht, wurde nicht leicht ein Krieg mit so vieler Erbitterung und Grausamkeit geführt, wie der 30jährige, auch Schwedenkrieg genannt, weil Schwedens tapferer König, der unsterbliche und fromme Held Gustav Adolph, mit seiner erlesenen Kriegerschaar aus dem fernen Norden aufbrach, und in Deutschland einrückte, um die schwächere Parthei seiner Glaubensgenossen zu schirmen, und ihr wieder zu den früher verheißenen Gerechtsamen zu verhelfen.

Allbekannt ist es, und selbst die katholischen Geschichtschreiber führen dieses vielfach in ihren kriegerischen Relationen an, daß Gustav Adolphs Kriegsheer sich durch die strengste Mannszucht auszeichnete. Gerade das Gegentheil zeigte sich in der kaiserlichen Armee, die eine geraume Zeit von dem berüchtigten Feldmarschall Wallenstein angeführt wurde, und nur dadurch zu verwegenen Thaten angefeuert werden konnte, daß ihr Befehlshaber dem raubsüchtigen Frevel und der unsittlichsten Ausgelassenheit alle Zügel schießen ließ. Vergebens machten dawider lange Zeit hindurch selbst die mit dem Kaiser verbündeten katholischen Fürsten bei dem Reichsoberhaupte die triftigsten Vorstellungen; Wallenstein hatte es sich zur Zeit, wo er aus Freibeutern und anderm herrenlosen Diebsgesindel auf eigene Faust ein Streiterkorps errichten durfte, zur unauflöslichen Bedingung gemacht, daß kein Mensch, ja selbst nicht der Kaiser, ihm einreden oder das scheel ansehen durfte, was er und seine zügellose Söldnerschaar unternehmen und ausführen würde. Die Erfolge eines solchen Armeekommando's waren die entsetzlichsten.

Man plünderte, sengte und brennte, trieb Un- und Nothzucht wie in Feindes-, so in Freundesland, und verübte Frevelthaten, deren gräßlicher Umfang sich gar nicht beschreiben läßt. Wallenstein spielte im eigentlichen und ausgedehntesten Sinne die Rolle eines Diktators von ganz Deutschland, und ging als habsüchtiger Räuber und Requirent von Kriegssteuern, von baarem Gelde, Lebensmitteln u. s. w. allen seinen Kriegsobersten vor. Man sagt und es ist gewiß nicht übertrieben, wenn einige Geschichtschreiber allein das baare Geld, was Wallenstein auf eine unrechtmäßige und meistens äußerst grausame Weise sich zueignete, auf 180 Millionen ansetzen. Namenlos war das Elend, was dieser geldsüchtige Barbar überall anrichtete, wohin er sich mit seinen räuberischen, völlig zügellosen Schaaren wandte. Alles Eigenthum der Unterthanen war ein Raub derselben; was sie nicht fortschleppen konnten, das verwüsteten sie. Viele Menschen starben vor Hunger. Brod wurde jetzt aus Eicheln, Hanfkörnern und wilden Wurzeln gemacht; die armen Leute verzehrten Träbern, Gras und Baumknospen, sie

scheuten sich sogar vor dem Fleische der Aeser nicht, und wenn es ihnen daran fehlte, so gruben sie zur Stillung ihres wüthenden Hungers die Leichname aus. Die Aeltern mordeten ihre Kinder, ein Bruder nahm dem Andern das Leben, und viele endeten ihr verzweiflungsvolles Daseyn selbst.

Da diese fürchterliche Plage Freunde und Feinde, Protestanten und Katholiken traf, so war der Jammer allgemein, und alle Stimmen vereinigten sich nun dringender denn je, den Kaiser um die Entfernung eines Generals zu bitten, der schonungslos Alles zu Grunde richtete. Merkwürdig ist und bleibt ein Schreiben*), welches der Herzog Leopold, des Kaisers eigner Bruder, an letztern erließ, und von Wort zu Wort also lautet: „Euer kaiserliche Majestät glauben nicht, wie das Volk (Walleinsteins Armee) auf den Durchzügen hauset. Ich bin auch etliche Jahre dem Kriegswesen

*) Wir haben die Abschrift dieses Schreibens aus einer der ersten Bibliotheken des österreichischen Kaiserstaates selbst bezogen. A. d. V.

nachgezogen, aber solche Gräuel, wie jetzt, habe ich nicht gesehen, auch nie gestattet. Es kann nicht ohne allen Schaden abgehen, allein das Brennen, das Weiberschänden, das Todtschlagen, das Abschneiden der Ohren und Nasen, anderer Martern, welche den Leuten angethan werden, nicht zu gedenken; diese Ausschweifungen können die Officiere gar wohl verhüten. Ich weiß wohl, man will Euer Majestät solche Sachen auszureden suchen, aber ich versichere Sie, daß das, was ich schreibe, Wahrheit ist. Mir, Euer Majestät getreuestem Bruder, können Sie so viel glauben. Die Officiere spicken ihre Beutel mit der armen Leute Schweiß und Blut, und ich könnte mehrere nennen, die vor kurzer Zeit schlecht aufgezogen sind, jetzt aber drei= oder viermal hundert tausend Gulden baares Geld besitzen. Diese Summen erhielten sie nicht vom Feinde, sondern sie preßten sie der katholischen Fürsten armen Unterthanen ab. Die Ungeduld fängt an groß zu werden, daß ich mich in meinem Gewissen verbunden halte, alles dieses Euer Majestät zu berichten. Eine gute Anmahnung an den Herzog von Fried=

land*) wird nicht schaden können. Ich bitte Euer kaiserliche Majestät um Gottes Barmherzigkeit willen und durch seine heiligen fünf Wunden, mein Schreiben nicht in Ungnade aufzunehmen. Viele ansehnliche Personen haben mich schon oft darum ersucht; ich habe es nie thun wollen; endlich bin ich dazu gezwungen worden."

Dieser Brief, mehr aber noch die unabläßigen Vorstellungen aller deutschen Chur- und andern Fürsten bewogen den Kaiser, den barbarischen Feldherrn Wallenstein abzusetzen. Zwar gelangte derselbe später noch einmal zum Kommando der kaiserlichen und katholischen Reichs-Armee, jedoch endete dieses gleichfalls wieder mit einer neuen Absetzung und bald darauf mit einem gewaltsamen Tode, den ihm solche

*) Wallenstein, eigentlich Waldenstein, der Sohn des Baron Waldenstein, zu Prag geboren und schon in der frühesten Jugend der unbändigste Junge im ganzen Königreiche Böhmen, war bereits vom Kaiser zum Herzog von Friedland erhoben und mit wahrhaft herzoglichen Einkünften ausgestattet worden.

Männer beibrachten, die der äußerst stolze übermüthige Barbar früher nachdrücklich gekränkt und beleidigt hatte *).

Alles dieses mußten wir der Erzählung voraussenden, die wir über die unglückbeschwerte Einnahme der Stadt und Festung Magdeburg nach genauen historischen Anhaltfäden deßwegen zu geben gesonnen sind, weil aus diesem schrecklichen Ereignisse, die wenn auch traurigsten, doch hell strahlendsten Beispiele der geretteten jungfräulichen Keuschheit sich hervorwickeln. Einer Beschreibung, wie die Armee beschaffen war, welche nach Wallensteins Entlassung Graf Tilly anführte, bedurfte es aber auch deßwegen, um die Lage und Verhältnisse partheilos zu erörtern, mit welchen es dieser Feldherr, den einige protestantische Geschichtschreiber denn doch zu tief herabsetzen, zu jener Zeit zu thun hatte, als er Magdeburg belagerte und mit Sturm einnahm. Es ermangelt uns leider in diesen Blättern der erforderliche Raum, eine

---

*) Dieser Umstand wird durch einige sehr glaubwürdige Geschichtschroniken Böhmens faktisch dargelegt.

genaue Geschichte von dieser merkwürdigen Belagerung zu liefern, die der ausharrenden heldenmüthigen Bravour der Besatzung und begeisterten Bürgerschaft einen unverwelklichen Lorbeer im Strahlentempel des Ruhmes verbürgt hat, und indem wir uns mit einem Entwurf der Charakteristik des Tilly selbst und mit einer Beschreibung von den bei Magdeburgs Erstürmung vor sich gegangenen Gräuelscenen beschränken, beginnen wir erstere also:

Johann Therclas Graf von Tilly, aus einer angesehenen Familie im Lüttich'schen gebürtig, war, wie wir bereits vernahmen, nach Wallensteins Abgange, Oberbefehlshaber der kaiserlichen Armee. Er war von seiner Familie für die Kirche bestimmt und sollte sich den Wissenschaften widmen; allein er fühlte mehr Hang zu kriegerischer Thätigkeit. Den Körper abzuhärten und sich selbst an den Gehorsam der Kriegszucht zu gewöhnen, ging er alle niedern Stufen des Dienstes durch. In den Niederlanden, der damaligen Kriegsschule, lernte er den Kriegsdienst zuerst, dann versuchte er sich in Ungarn, wo er bis zum Range eines kaiserlichen

Artillerie-Generals stieg. Kurz vor dem Ausbruche des 30jährigen Krieges machte ihn der Herzog Maximilian von Bayern zum Generallieutenant, und späterhin zum Obergeneral der ligistischen*) Armee; im Jahr 1630 aber wurde er Oberbefehlshaber über alle kaiserlichen Truppen. Er füllte die Zeughäuser mit allen Arten von Geschütz und kleineren Waffen, befestigte die Gränzplätze trefflich und trug Alles bei, um einige Disciplin und Ordnung in die Reihen der zügellos gewordenen Truppen zu bringen. Man nannte ihn allgemein den Schrecken der Protestanten. Sein Aeusseres diente nicht, diesen Eindruck zu tilgen. Klein, hager, mit eingefallenen Wangen, langer Nase, breiter gerunzelter Stirne, kurzem, borstig herabhängendem Haar, finsterm Blick, starkem Knebelbart und unten zugespitztem Gesichte, zeigte er

*) Unter der ligistischen Armee versteht man das Kriegsheer jener katholischen Stände des deutschen Reiches, die gegen die protestantischen ein Bündniß, welches die Liga genannt wurde, geschlossen hatten. Die protestantischen Fürsten errichteten gleichfalls gegen die katholischen einen kriegerischen Verein, der den Namen trug: „Die Union.“

sich gewöhnlich in einem spanischen Wamse, von hellgrünem Atlasse mit aufgeschlitzten Aermeln, auf dem Kopfe einen kleinen aufgestülpten Hut, mit einer rothen Straußfeder geziert, die bis auf den Rücken niederwallte. Ein Degengehenk war über das Kleid geschnallt, in seinen Sattelhalftern nur eine Pistole; ein kleiner Grauschimmel war sein gewöhnliches Pferd. Die tapfersten Kämpfer des 30jährigen Krieges waren von ihm mehrmals und entscheidend besiegt worden, und nahe am Ziele seiner Laufbahn rühmte er sich, nie ein Weib berührt, sich nie betrunken und nie eine Schlacht verloren zu haben. Aufwand und äußere Ehrenbezeugungen haßte er. Er nahm nie baares Geld vom Kaiser an, sondern nur Landgüter, und als er in den Reichsfürstenstand erhoben werden sollte, gab er dem Kanzleisekretär 500 Thaler, damit er das Patent nicht ausfertigte. Eine kostbare goldene, mit Diamanten besetzte Kette, die ihm verehrt wurde, schenkte er sogleich wieder weg, und der Stadt Hamburg gab er 1000 Rosenobel, die sie ihm aus Dankbarkeit zustellen wollte, wieder zurück. Seine Religiosität war auf-

richtig, er ließ keinen Tag dahin gehen, ohne sein Brevier richtig gebetet zu haben, meistens in der Nacht. Von den Jesuiten erzogen, blieb er auch als Feldherr zeitlebens, wo nicht halb Jesuit, doch halb Mönch; seine Truppen nannten ihn den deutschen Josua, und die katholische Geistlichkeit ehrte in ihm das Muster eines gottesfürchtigen Helden. Ohne Weib und Kind, den süßern Banden der Menschheit fremd, lebte er ein einförmiges Daseyn, nur für den Krieg, und stand bereits in einem Alter von 72 Jahren, als er von einem leider etwas fanatischen Religionshaß erfüllt, den Entschluß faßte, die ketzerischen Magdeburger zu bezähmen.

Diese aber widerstanden, von dem heldenmüthigen Schweden Falkenberg angeführt, lange und unerschütterlich allen Drohungen, womit Tilly sie zur Uebergabe der befestigten Stadt zu bewegen suchte. Mehrmalen ward Sturm angelegt, aber allemal vergebens. Die Besatzung schmolz zu einem kleinen Haufen zusammen, es fehlte schon an Lebensmitteln, ja sogar an Pulver, Krankheiten griffen verheerend um sich, alles nur erdenkliche Elend mehrte sich in der belagerten unglückli-

chen Stadt; dessen ungeachtet wollte doch weder Soldat, noch Bürger etwas von einer Uebergabe hören.

So viel ergibt sich aus allen Umständen, daß es auf keinem Falle in Tillys Absichten lag, Magdeburg zu zerstören, oder ihren Einwohnern, die damals als die reichesten in Deutschland galten, zu hart mitzufahren. Graf Tilly war gewandter, einsichtsvoller Kriegstaktiker; als solcher erkannte und würdigte er den besondern Werth, den diese bedeutende Festung nach einer schonungsvoll abgeschlossenen Kapitulations-Uebergabe für die katholische Kriegspartei haben mußte. Ihm war das Elend und die höchste Noth und Bedrängung nicht unbekannt geblieben, womit die unglücklichen Magdeburger rangen; er suchte es, dieser Versuch war bereits der neunte, dadurch zu enden, daß er einen Trompeter absandte, der neuerdings die Stadt zur Uebergabe aufforderte. Dieser Trompeter, so sagt eine gleichzeitige Kriegslegende, war von einem raubsüchtigen Kroatenanführer, auf welchen General Tilly große Stücke hielt, angewiesen worden, dem Feldherrn eine mit schmähsüchtigen Worten ver-

mengte Abfertigung, welche sich der Magdeburgische Magistrat zu geben erfrecht hätte, zu hinterbringen. Tilly, sonst sehr kaltblütig, gerieth hierüber in's Feuer und rief ergrimmt aus: „Hätte mir dieses ein Kriegsdegen sagen lassen, ich wollte es geruhig in die Tasche stecken, daß aber solches zu thun sich erbärmliche Dintenlecker erfrechten, das soll ihnen theuer zu stehen kommen.“ Der besagte Kroatenhauptmann benützte die unwirsche Gemüthsstimmung seines Feldherrn. „Euer Excellenz, sprach er, werden Magdeburg nicht eher einnehmen, als bis Ihr es einmal dem Wallensteiner nachmachet, der in solchen Fällen den wahren Takt zu geben verstand. Versprecht mir, daß die gesammte Soldatesca, wenn sie Magdeburg mit Sturm einnimmt, 3 Tage und Nächte hindurch freies Spiel haben darf, Ihr versteht mich schon, und Ihr dürft mir diesen ergrauten Schedel durchs Henkerbeil abhacken lassen, wenn das stolze Magdeburg nicht, bevor 24 Stunden verfließen, unser ist mit Haut und Haar. Beides in etwas dem übermüthigen Ketzervölklein abzustreifen, schadet so wenig, daß ich eben so sehr, wie der fromme Feld-

pater Ignatius, glaube, es könne eine so gerechte Bestrafung sogar den zahllosen Verdiensten, die sich Euer Excellenz um die gesammte katholische Kirche erworben haben, die glänzendste Krone aufsetzen."

So litaneite der barbarische Kroatenanführer, der ein verschmitzter Heuchler war, seinem Feldherrn vor, und dieser rief im Beiseyn mehrerer Feldobersten erbittert aus: „Nun denn, es sei!" Diese wenigen einsylbigen Worte entschieden Magdeburgs namenloses Weh und Unglück. Das ganze katholische Heer, welches nur aus wenigen Deutschen, sondern meistens aus Italiänern, Spaniern, Franzosen, Ungarn, Polen, Kroaten und noch andern Fremden bestand, erhob ein lautes Jubelgeschrei, als es die Kunde erhielt, man dürfe 3 Tage und Nächte lang in Magdeburg nach Willkühr schalten und walten. Alles rüstete sich eilfertig zum Sturm, dieser wurde mit einer in der Kriegsgeschichte beispiellosen Anstrengung und Ausdauer unternommen, und als die 9te Morgenstunde schlug, wirklich ausgeführt, indem General Pappenheim, dieser kühne, muthbegeisterte Degen, der überall der erste voran ist, das

Neustädterthor einnimmt, und der Generalissimus Tilly selbst mit einer Menge von Streitern ein anders Thor erstürmt und mit ersterm zum Untergange der Stadt gemeinsame Sache macht.

Der Schrecken hatte die wehrlosen Einwohner der unglücklichen Stadt in das Innere ihrer Wohnungen zurückgescheucht; bald aber vernehmen sie hier die schaudererregenden Anzeigen der gräßlichsten Auftritte des Krieges. Das schreckliche Wirbeln der Trommeln, das Stampfen der Rosse, das Toben der Krieger, die nach Raub und Mord dürsten, erfüllt die Lüfte; mit allen diesen vereinbaret sich das fürchterliche Getöse der anrückenden Reiterei und das Jammergeschrei der städtischen Einwohner, welche sich verspätet haben, und unter den zermalmenden Hufen der gespornten Rosse ihr unglückbeschwertes Leben aushauchen. Nun hören die Versteckten die Thüren ihrer Häuser mit Gewalt eröffnet, und das Geräthe derselben in wilder Furie mit donnerndem Krachen aufgeschlagen, und sehen sich entweder in ihren Schlupfwinkeln selbst aufgesucht und zur Qual hervorgezogen, oder schmachten in steigender Todesangst, von der Behandlung

Anderer geschreckt, darin fort, bis die wüthenden Flammen die Stadt erfüllen, und denen, die sich nicht schnell auf die Strassen retten, ein schreckliches Ende zubereiten.

Beneideswerth war jetzt das Loos jener Tapferen, die in der Vertheidigung der Stadt gefallen waren. Ihr früher Tod befreite sie von dem schaudervollen und demüthigen Anblick ihrer verheerten Vaterstadt und von allen Unmenschlichkeiten, denen ihre unglücklichen Mitbürger ausgesetzt waren. An diesen erschöpfte sich im vollen Maaße die viehische Wildheit ihrer Feinde. Alles wurde ohne Unterschied niedergehauen, niedergeschossen, verstümmelt, oder mit Schlägen und Stößen schrecklich gemißhandelt. Weder die unschuldige Kindheit, noch das kraftlose Alter, weder die blühende Jugend, noch die Schönheit des andern Geschlechts, weder Schwangere noch Gebährende, noch hülflose Säuglinge fanden Erbarmen vor der Wuth der Unmenschen. „Gib Geld — oder stirb!" so hallte es von Gasse zu Gasse, von Haus zu Haus, und die armen, zitternden, leichenblassen Einwohner gaben das Letzte, gaben Alles hin, was sie hatten, und fielen zu-

letzt unter tödtenden Wunden, als sie nichts mehr hatten, was sie geben konnten.

In diesen schrecklichen Augenblicken konnten weder geheiligte Oerter noch die geheimsten Schlupfwinkel einige Sicherheit gewähren. In der Katharinen Kirche, wo eben Gottesdienst gehalten wurde, hieben die Kroaten, in Allem die ausgezeichneten Henkerknechte, was grausam genannt werden konnte, 53, meistens weibliche Personen nieder, die auf den Knieen um ihr Leben flehten. Man fand sie auf einer Emporkirche liegend, mit gefalteten Händen, aber ohne Köpfe; ein schrecklicher Anblick! Nicht nur mit lebenden, sondern selbst mit schon todten Körpern wurde die schändlichste Nothzucht getrieben, und das weibliche Geschlecht hatte in diesen fürchterlichen Momenten das unglückliche Vorrecht, einer gedoppelten Wuth zum Opfer zu dienen, indem man Frauen und Mägde, Matronen und Jungfrauen, ja sogar zwölf und zehnjährige Mädchen — doch — ich kann nicht vollends die gräßlichen, beispiellos-barbarischen Scenen des übermüthigsten Frevels herzählen; Schauder und Entsetzen

lähmen jeden Federzug und ich beschließe dieses schauderliche Kriegs- und Unglücksgemälde damit, daß ich einige Auftritte tugendhafter Entschlossenheit anführe, die bei diesen rohen Barbareien unter dem schönen Geschlechte vorfielen, welche dem berühmten Beispiele der römischen Lucretia nichts nachgeben. Viele Frauenzimmer unter den Dächern und an abgelegenen Orten versteckt, erwarteten lieber den qualvollen Tod in den Flammen, als daß sie Rettung auf der Strasse suchten, und sich den Mißhandlungen der Unmenschen preis gaben. Ein junges Frauenzimmer von Stande war einem Officier in die Hände gefallen; ihr Räuber schleppte sie gebunden über die Elbbrücke. Hier flehte sie um die Erlaubniß, ihr Schnupftuch heraus holen zu dürfen, um sich die Thränen abzuwischen. Kaum hatte sie die Hände frei bekommen, als sie sich mit dem Rufe: „Ihr Wellen, begrabet die Unentehrte!" in den Fluß stürzte. — Ein anderes, sehr schönes Frauenzimmer, welches die Gefahr, die ihr ihre höheren Reize zuziehen würden, wohl einsah, stürzte sich in einen Brunnen, und 20 junge Mädchen, die in einem Hause

nahe an der Elbe sich beisammen befanden, brachen auf einmal alle zur Thür hinaus, und suchten ihren Tod in den Fluthen.

Jungfräulich heil'ge Keuschheitsblume!
Du reifst in einem Heiligthume,
In einem Gott geheiligten Gemüthe.
Du scheuest die Entehrung mehr,
Als selbst den Tod, und rein und hehr
Strahlst du in Gottes Reich als ew'ge Blüthe.

III.

Der keusche Musensohn.

Schon in seiner frühesten Jugend hatte der Taglöhnerssohn Joseph Sch*** vorzügliche Geistestalente blicken und

von Jahr zu Jahr immer heller dem Auge seiner Aeltern die schönen Aussichten erglänzen lassen, daß er von der gütigen Vorsicht zur höhern Ausbildung des Geistigen und dadurch zur Erreichung einer kirchlichen oder ansehnlichen Staatsbedienstung bestimmt worden sei. „Der gute Junge! wie der uns im Alter stützen und das Leben auf der Erde zu einem wahren Himmel umschaffen möchte!" So sprach gewöhnlich Mutter Dorothea, wenn zwischen ihr und dem Vater Konrad ein solcher Gesprächstoff auf's Tapet kam. Letzterer schüttelte jedoch immer das schon halbgreise Haupt, und demonstrirte der lieben Ehehälfte den ärmlichen Zustand ihres Hauswesens mit einer solch anschaulichen Bündigkeit, daß Mutter Dorothea auf einmal und zwar unter dem halbleisen Schall eines herzlich tiefen Seufzers, die aufgestellte Flagge lieblich bemalter Lebensaussichten ein- und sogleich, jedoch ganz sachte ihr schlicht und schmal gezimmertes Tagwerks-Schifflein in den unbeachteten Hafen zurückzog.

* *
*

Wenn gute fromme Menschen oft auf Erden
Der süſsen Hoffnung sich entwinden,
Weil in der Armuth drängenden Beschwerden
Sie keine Anhaltspunkte finden,
Dann ist's der Helfer in dem Himmelszelt,
Der nah' auf einmal ihren Blicken
Den Schimmer losgelass'ner Hoffnung stellt,
Und wer beschreibt dann das Entzücken,
Das himmlisch schön den Lebensraum erhellt!

* * *

Diese erfreuliche Fügung erhellte nun auch auf einmal das Wohnstübchen unserer guten, aber dürftigen Taglöhnersleute. Aus dem Clerikalseminar zu München hatte das Pfarrdorf A**g, welches nur 2 Stunden von der weitschichtigen Residenzstadt des segenreichen Bayerlandes entfernt liegt, einen neuen Cooperator erhalten, einen wahren Menschen- und Jugendfreund. Ihm, der da täglich den Schulunterricht lei-

tete, entgingen nicht die geistigen Fähigkeiten, der ruhmwürdige Fleiß und die ausgezeichnet-gute Aufführung des 12jährigen Taglöhnersohnes Joseph Sch***. Nachdem er denselben über einen der wichtigsten Anhaltpunkte für das menschliche Leben, über die vorwaltende Neigung zu einer Standeswahl, ausgeholt hatte, fühlte er sich von der göttlichen Vorsicht dazu berufen, den Grundstein zum einstigen Glücke des braven, talentvollen Knaben zu legen. Der würdige Priester begann nun mit ihm den Elementar-Unterricht in der lateinischen Sprache, und die Unterweisung in den Anfangsgründen jener wissenschaftlichen Fächer, die sich gewöhnlich mit dem Studium der altklassischen Sprache des berühmten Latiums verbinden. Der Eifer des Lernenden erhöhte von Tag zu Tag die Freude des Unterweisenden. Als dieser seinem hoffnungsvollen Schüler bei wohlthätigen Studentenfreunden in München nicht nur die erforderlichen Kostage, sondern selbst einen stützenden Beitrag zur Anschaffung von Büchern und Schreibpapier ausgemittelt hatte, da trat er heiter und wohlwollend, wie ein freundlicher Bote des Himmels, in das

enge Taglöhnershäuschen ein, und entfaltete dem ehrfurchtsvoll sich verneigenden Aelternpaare seines väterlich liebgewonnenen Schülers Joseph den Studienplan, welcher von ihm für den braven Jüngling angelegt worden war. Wie schimmerte da der herzlichsten Freude und der innigsten Dankbarkeit silbernes Thränennaß unter den Augenwimpern des hocherfreuten Vaters Conrad und der guten Mutter Dorothea, die sich vor namenlosem Entzücken kaum eines hörbaren Schluchzens enthalten konnte! Und Joseph, o, wer ihn hätte sehen, wer es wahrnehmend hätte auffassen können, wie der blühende schöne Jüngling vom innigsten Danke durchdrungen, mit fromm gefalteten Händen jetzt vor seinem, mit Herbstblumen und Immergrün geschmückten Wandaltärchen niedersank, wie er den überwallenden Dank seines kindlich frommen Gemüths in einem stillen Gebete zu dem göttlichen Geber alles Guten auszuathmen, hierauf aber ehrfürchtig dem hochwürdigen Wohlthäter die sanft erfaßte Rechte zu küssen anhub, wie er durch Worte das auszudrücken suchte, was in süßer Last ihm auf dem beseligten Herzen

lag, wie der gute Jüngling aber kein zusammenhängendes Wort für die laute Bezeichnung seines hohen Freudengefühls, sondern nur stumme Gebehrden, nur helle Thränen und zuletzt höchstens die wenigen Worte: o Gott! Dank — tausendmal Dank — finden konnte; wie Aeltern und Sohn vor unbeschreiblichem Entzücken jetzt laut zu weinen anhuben und dem hochedlen weichherzigen Diener der Religion nun selbst die hellen Thränen in's seelenvolle Auge traten; wer, wiederhol' ich, dem ganzen, zwar einfachen, aber um desto rührungsvolleren Auftritte hätte beiwohnen können, der würde, hätte die Vorsicht ihn mit hinlänglichen Erdegütern gesegnet, den kunstbegabten Pinsel eines Cornelius zur farbenreichen Aufheftung dieses herrlichen Auftrittes in Anspruch nehmen.

Joseph bezog nun mit dem Anfange des Novembers das Gymnasium zu München, und brachte es durch Talent und Fleiß und durch eine sittenreine Aufführung dahin, daß ihm aus dem jährlichen Fortgange unter mehr als 200 Mitschülern der erste Platz, eine herrliche Preismedaille und ausserdem noch zwei zierlich gebundene Bücher als Prämien aus

verschiedenen Lehrfächern zuerkannt wurden. Da hatte es den Anschein, als seien die Freuden des Himmels in das Stübchen der engen Taglöhnershütte niedergestiegen, so unbeschreiblich froh fühlten sich Vater Conrad und Mutter Dorothea, als sie die herrlichen Preise anblickten, die ihr braver Joseph mit in die Vakanz gebracht. Alles im Dorfe hatte eine besondere Freude mit dem jungen, hoffnungsvollen Taglöhnerssohn, und der brave Ortsvorsteher ging in seiner Güte so weit, daß er bei den vermöglichen Einwohnern eine Collekte anstellte, die wirklich so ziemlich erträglich ausfiel. Joseph, der gute dankbare Sohn, verwendete die Hälfte dieser mildthätig ihm behändigten Unterstützung zur Anschaffung eines neuen Rockes; die andere Hälfte aber überreichte er seinen armen Aeltern, die segnend zum Himmel aufblickten, als ihr guter Joseph sie also beschenkte.

Dieser trat nach 5 Jahren in's Lyceum über, und verdiente sich in seinen Nebenstunden durch Informiren und Notenschreiben so viel, daß er monatlich seinen lieben Aeltern einige Gulden als Zubuß zu einem bessern Mittagsmahl über-

schicken konnte. Seit einigen Wochen erhielt er von einer italiänischen Sängerin mehrere Operntexte zum Abschreiben, und gewöhnlich für das Abgeschriebene noch einmal so viel, als er forderte. Das schuldenreine Herz unsers braven Josephs wähnte, solches geschehe aus Antrieb einer mildthätigen Gesinnung, und versäumte es nicht, hiefür immer der Geberin den herzlichsten Dank abzustatten; diese aber suchte dadurch den listumsponnenen Plan zur Verführung des bildschönen, und, wie sie aus Allem wahrnahm, unschuldigen Jünglings anzulegen. Was eine feurige Welschländerin unternimmt, das sucht sie in Raschheit und meistens mit weniger Ueberlegung auszuführen. Unsere Sängerin hielt es gleichfalls für das Zweckdienstlichste, auf eine solche Weise ihr schändliches Vorhaben durchzuführen; doch sie sollte erfahren, daß die reine Tugend eines deutschen Jünglings erhaben über alle Lockungen und sinnlichen Reize der weiblichen Verführung dastehe. Die italiänische Buhldirne hatte kaum mit einigen Worten ihre schnöde Absicht enthüllt, als Joseph mit verachtenden Blicken sie ansah und die ihm in die Tasche

gesteckte Geldrolle zu den Füßen der unzüchtigen Vettel hinwarf, die zornglühenden Worte anfügend: „Pfui — Madame! schämen Sie sich in die Seele hinein, daß sie so sehr alles weibliche Schamgefühl ablegen konnten, mir einen Antrag zu machen, vor dessen leisestem Hauche mir schon das Blut in die Wange steigt und das Herz zu erzittern anfängt. Sie legten es darauf an, mir das edelste Gut meines Lebens, den keuschen, schuldenreinen Sinn und mit demselben den himmlischen Frieden zu rauben, der in diesem Herzen thront. Nehmen Sie ihr Sündengeld zurück, ich verachte es eben so sehr, wie die Person, die in dieses reine Herz einbrechen und an demselben den frechesten Diebstahl begehen wollte. Was Sie mir seit einigen Tagen zu viel gegeben, werde ich Ihnen zurücksenden; mich aber selbst sehen Sie nimmer in Ihrem Hause."

So sprach der keusche Jüngling, und begab sich eilends aus einem Hause fort, das ihn nun mehr als eine schlammige Pfütze aneckelte. In seiner Wohnung angekommen, machte er es sich zum ersten und unaufschieblichen Geschäfte,

das von der italiänischen Sängerin bisher zu viel empfangene Geld in ein grobes Fließpapier einzuwickeln, und es ihr zu übersenden. Zwar schäumte die Entsittlichte über diesen malitiösen Affront, wie sie es nannte; Joseph aber achtete dessen nicht, sondern beharrte fest und unwankbar auf dem beschrittenen Blumenpfade der tugendhaften Lebensreinheit, und Gottes sichtlicher Beistand war mit ihm, und segnete seinen fortgesetzten Fleiß und frommen, keuschen Lebenswandel. Herr Joseph Sch*** ist gegenwärtig pfarramtlicher Seelenhirt im schönen bayerischen Hochland, hat seine guten Aeltern bei sich, denen er in ihrem Alter ein bequemes, sorgenfreies Leben zu verschaffen sucht, und wird von seinen Pfarrkindern eben so sehr, wie von allen, die ihn kennen und ehren, als ein wahrer christlicher Seelenhirt geschätzt und geliebt.

XI.

Liebe zu Gott.

XI.

LIEBE ZU GOTT, der uns erschuf,
Der uns dem ewigen Heil' hat erkoren,
Liegt in des Herzens mächtigem Ruf.
Liebe zur Mutter, die uns geboren,
Liebe zum Vater, der uns erzeugte,
Welcher, wie jene, stets liebend sich neigte
Hin auf unser gepflanztes Wohl,
Liebe zum Nebenmenschen soll
Unsere Brust stets hell durchflammen.
Liebe nur legt den goldenen Saamen
Alles Gedeihlichen fröhlich an.
Liebe hat Herrliches stets gethan.
Da, wo die *Liebe* wirket und webt,
Hell sich die Frucht des Segens erhebt. —
Wer in des Tempels Heiligthume
Jemals geschaut die prächtige Blume:
Brennende Lieb' *), wie dem Hochaltar
Bräutlich sie angerücket war,
Der hat in Gottes heil'gem Palast
Von ihr ein Ebenbild erfaßt.

*) Lat. Lychnis chalcedonica.

Liebe zu Gott.

Liebe zu Gott ist heilige Flamme,
Die sich zu seinem Thronstuhl erhebt,
Doch auch hienieden athmet und webt;
Fließet aus ihrer Hand doch der Same
Edler und nützender Thaten,
Welche als goldene Saaten
Reifen im weiten menschlichen Leben,
Gutes hier stiften, Edles beleben.

I.

Das goldgestickte Meßgewand und das Erziehungshaus für arme Mädchen und Knaben.

Eine wahre Begebenheit des 18ten Jahrhunderts.

Im jüngst erloschenen Jahrhunderte lebten in einer deutschen Reichsstadt zwei Damen, beide Wittwen, beide ohne Kinder — und mit reichen Einkünften und Glücksgütern versehen. Die eine, die wir Madam Richter nennen wollen, war Katholikin; die andere, welcher wir den Namen Mayfeld zueignen, gehörte der evangelischen Glaubenskonfession an. Keiner dieser Damen konnte der Lobspruch genommen werden: fromm und gutherzig. Madame Richter

brachte fast den ganzen Vormittag und auch einen Theil des Nachmittags in den Pfarr- und Klosterkirchen der volk- und gewerbreichen Stadt zu, und aus ihrem Strickbeutel floß täglich eine gewisse Spende in die kirchlichen Büchsen, und nicht leicht ging eines jener armen Weiber, die an der Kirchenthüre harrend auf ein Almosen zu stehen pflegen, unbeschenkt von ihr hinweg. Dafür galt sie aber auch bei allen Bettelweibern als die frömmste und mildeste Frau in der ganzen Stadt.

Madame Mayfeld ging Sonntags richtig in die Kirche, wo man sang und der Prediger von der Kanzel das Wort Gottes vortrug, und legte regelmäßig einen halben Thaler in den Klingelbeutel; vier- oder fünfmal so viel aber überschickte sie alle Samstage unter einem andern Namen dem städtischen Almosenamte, mit der angefügten Bemerkung: man möchte die Güte haben, dieses kleine Almosenscherflein unter die dürftigsten Familien und nothleidenden Kranken der Stadt auszutheilen. Madame Mayfeld begnügte sich aber mit diesem noch nicht. Sie hatte in jedem Stadtviertel ihre

eigenen Bekannten und Freundinnen, die ihr genau anzeigten, wo eine verschämte Familie im Stillen Noth und Entbehrung litt. Erfuhr sie, daß es hie und da einen Kranken gäbe, der wegen Mittellosigkeit sich nicht die erforderlichen Heilmittel und die anständigen Speisen anschaffen könne, so trug die gute Mayfeld Sorge, daß Beides durch den Arzt oder Apotheker in's Haus geschafft wurde. Den Schullehrern schickte sie Schul- und Lesebücher, mitunter auch Baumwolle, Garn, Flachs, Hanf u. s. w., durch vertraute Personen zu, hiemit die Kinder armer Aeltern zu beschenken und zum Fleiße aufzumuntern. Kurz, es verging schier kein Tag, wo die edle Mayfeld nicht als eine wahre Menschen-, Armen- und Kinderfreundin im Stillen das Samenkorn des helfenden Wohlthuns ausstreute. — Das Sonderbare in der ganzen Sache war, daß unsere beiden Damen auf dem freundschaftlichsten Fuße mit einander lebten; denn auch ihre beiden verstorbenen Gatten waren nicht nur durch eine eingegangene Handelsassociation, sondern auch durch gleiche Herzensstimmung Jahre hindurch vertraute Freunde gewesen,

und nie hatte auch nur der mindeste Zweispalt störend in dieses schöne Freundschafts- und Geschäfts-Verhältniß eingegriffen. Zwar fehlte es in unserer Reichsstadt nicht an Kritikastern, die, als die Handelsverbündeten noch lebten, mit einem weltklugen Gesichte prophezeiten, das Ding könne, der Glaubensverschiedenheit wegen, unmöglich und in die Länge der Zeit gut thun; indessen sahen sie zuletzt doch, daß ihrer superklugen Prophezeiung ein langes, langes Näschen gedreht worden war. Eben so erging es bisher noch unsern geschwätzigen Stadtbasen, die den Zeigfinger der rechten Hand oft an ihre Nase legten, wenn sie die Katholikin mit der Protestantin ausgehen oder ausfahren sahen, und über eine solche Vertraulichkeit das betschwesterliche Haupt zweifelsüchtig rüttelten. Allen diesen Alltagsseelen wollte der schöne Glaubenssatz freilich nicht einleuchtend werden, welcher also sagt:

Nicht Glaubensmeinung kann die Seele trennen,
Die in vertrauter Einung sich,
Nur Gott zu Lieb' herzinniglich
Nach dem Betriebe guter Werke sehnen.

Ja, was auch immer unsere mildthätigen Damen Gutes und Nutzenbringendes unternahmen und ausführten, das geschah Alles Gott zu Lieb'. Aber in einer gewissen Meinung stimmten Beide denn doch nicht ganz harmonisch überein. Madame Richter nährte in ihrem, der Andacht und dem Gebete ganz hingegebenen Gemüthe die feste Ueberzeugung, Alles, was man Gott zu Lieb' thue, müsse die nächste Richtung auf die kirchliche, d. h. gottesdienstliche Verehrung dieses reinsten, gütigsten, vollkommensten und liebenswürdigsten Wesens aller Wesen selbst nehmen. Madame Mayfeld war weit entfernt, dieser in sich selbst überaus frommen Ueberzeugung auch nur ein Jota abzustreiten; manchmal aber konnte sie es doch nicht unterlassen, den schönen Sittenspruch, welcher von ihrem Seelenhirten in Vers und Reim eingekleidet worden war, anzuführen;

Wer immer hier mit edlem Muth
Das Gute dem Geringsten thut,
Der hier auf dieser Erde wohnt,
Das nehm' ich wahrlich also an,

Als hätte er es mir gethan,

Und so wird's auch von mir belohnt. —

Ein unverhofftes, jedoch glückliches Ereigniß machte es unsern beiden Damen möglich, durch die Verwendung eines beträchtlichen Geldkapitals ein so genanntes großes Werk der Liebe zu Gott stiften zu können. Von ihren beiden handelsverbündeten Gatten war vor ungefähr 9 Jahren ein junger, jedoch kenntnißreicher Mann unterstützt worden, der einen nicht unbedeutenden Handelsversuch nach Nordamerika unternahm. Die Stützungs- oder vielmehr Zuschusses-Summe betrug 8000 Gulden. Der Reisende sollte nach einem Verlauf von 3 Jahren Nachricht ertheilen und — wo nicht — den erzielten Gewinn, doch wenigstens den ihm vorgeschossenen Capitalstock sammt den landesüblichen Interessen erlegen. Nachgerade waren dreimal 3 Jahre vergangen, der nach den fernen Welttheil Abgegangene hatte auch nicht einen Laut von sich hören lassen, und man wähnte nun allgemein, es sei ihm entweder seine merkantilische Spekulation gänzlich mißlungen, oder es habe ein sonstiges Unglück, vielleicht gar

der Tod, ihn betroffen. Die Herren Richter und Mayfeld hatten, als sie noch lebten, längst auf dieses Geldkapital verzichtet und vor ihrem Lebensende dasselbe bereits in ihren Handlungsbüchern gestrichen, und auch die hinterlassenen Wittwen dachten nimmermehr daran, als auf einmal von Südamerika's Hauptstadt aus ein Schreiben mit einem Wechsel von 88,000 fl. auf das erste Handlungshaus in Frankfurt bei dem gemeinschaftlichen Geschäfts-Anwalt eintraf, den unsere Damen nach dem Hinscheiden ihrer Gatten zur Schlichtung ihrer Angelegenheiten aufgestellt hatten. Der biedere Handelsnegociant in dem fernen Welttheile entschuldigte sich in dem äußerst höflichen Schreiben und bat um Vergebung, daß er so lange nichts von sich habe hören lassen. Seine Unternehmungen hätten sich in das tiefere Land ausgedehnt, wie er sagte und durch glaubwürdige Atteste belegte; auch habe er immer die gewiß freundschaftliche Absicht genährt, das ihm so gütig zur Gründung seines zeitlichen Wohlstandes vorgeschossene Geldkapital in so lange zu seinen Unternehmungen, wodurch er nun ein bemittelter Mann ge-

worden sei, umzuwälzen, bis jeder Gulden einen reinen zehnfachen Ertrag erbeutet haben würde. Das sei nun geschehen und es gewähre ihm ein unnennbares Vergnügen, seine Dankbarkeit hell an den Tag legen und Grundkapital und Erworbenes auf einmal übersenden zu können u. s. w. — Der Anwalt verfehlte nicht, den beiden Damen, denen ein so unverhoffter reicher Gewinn zufloß, in aller Höflichkeit seinen ergebensten Glückswunsch abzustatten. Der schlaue Mann wußte wohl, daß er dieses nicht umsonst thue. Unsere fromm- und mildgesinnten Damen wurden zu gleicher Zeit einig, den sie treffenden Antheil von einem Gelde, auf welches einst ihre nun seligen Gatten eben so sehr, wie sie selbst verzichtet, zur Stiftung eines umfangreichen Werkes der Frömmigkeit und Menschenmilde anzulegen. Beide führten ihr edles Vorhaben aus, jede aber nach ihrer vorwaltenden Herzensgesinnung, wie meine jugendlichen Leserinnen und Leser sogleich hören werden.

Der Vorabend des von den Katholiken so feierlich begangen werdenden Fromleichnamfestes war angekommen, und

Madame Richter wollte diesen Tag, welcher der Namenstag ihres verewigten Gemahles*) und der Vorläufer eines der heiligsten Festtage des katholischeu Kirchenjahres war, nun dadurch für immerwährende Zeiten festlich und unvergeßlich machen, daß sie dem ehrwürdigen Vorsteher jener katholischen Pfarrei, zu welcher sie gehörte, ein mit reichem Gold gesticktes und hie und da sogar mit werthvollen Edelsteinen besetztes Meßgewand überbrachte. „Euer Hochwürden!“ so begann die fromme Spendebringerin, „das herrliche Meßgewand ist gleichsam nur der Vorläufer von dem, was ich für unsere Pfarrkirche noch ferner zu thun gesonnen bin. Dieser Ornat kostet reine 4000 fl.; ich habe jedoch noch baare 40,000 fl. zu verwenden, und erbitte mir von Euer Hochwürden einen ein- und umsichtsvollen Rath, wie man wohl diese bedeutende Geldsumme auf eine Gott am meisten gefällige Weise verwenden könne. Der Herr Pfarrer, der früher bei dem Thronerben eines der weisesten katholischen Für-

*) Dieser hieß Adolph.

sten Deutschlands Hofmeister gewesen war, betrachtete das von Gold triefende Meßgewand mit einem sichtlichen Erstaunen, kehrte sich jedoch nun von demselben ab, und ließ der Madame Richter einen Stiftungsbrief lesen, aus dessen Inhalte hervorging, daß eine hiesige Wittwe, die jedoch unbekannt bleiben wolle, für arme mutterlose Mädchen ein Erziehungs- und Unterrichts-Institut errichtet, und dasselbe vorerst durch ein sicher angelegtes Geldkapital von 44,000 fl. fundirt habe. „Das nenn' ich", rief der Seelenhirt hochbegeistert auf, „ein Werk der beseligendsten Liebe zu Gott und dem Nächsten, wie vielleicht unser Jahrhundert noch keines geschaut hat. Es werden vorerst 24 Mädchen, und zwar die Hälfte von unserer, die andere aber von der evangelischen Glaubensparthei in dieses wohlthätige, segenbringende Versorgungsstift aufgenommen, gekleidet, gespeiset, und in allen nothwendigen Lehrgegenständen durch eigens besoldete Lehrer und Lehrerinnen unterrichtet. Mir zitterte eine süße Freuden- und Segensthräne im Auge, als mir der wohlthunathmende Stiftungsbrief überschickt ward. Wer doch die herr-

liche, fromme, mildthätige Dame seyn und wie sie wohl heißen mag? An der Stirne des Stiftungsbriefes steht eine Devise, aus welcher so ganz der himmelklare Spiegel ihres milden Frauenherzens hervorglänzt. Der Pfarrer las jetzt die Devise, welche also lautete:

Menschenvater! deiner armen
Kinder will ich mich erbarmen,
Will zu ihrem Unterricht
Das erhalt'ne Gut anlegen.
Du verschmäh'st die Spende nicht;
Gib ihr deinen heil'gen Segen.

Der Pfarrer las die Devise und hierauf den Stiftungsbrief mit einer innigen Rührung, und diese floß jetzt, wie die klare Silberflut einer blumenbestreuten Waldquelle, ins tiefbewegte Herz der Madame Richter über, welcher die Gründerin des Stiftes sehr wohl bekannt war. Der Pfarrer ging noch weiter. Er holte aus seinen religiösen Büchern das herrliche Gebet- und Erbauungsbuch des geistvollen Hofraths von Eckartshausen hervor, schlug die Seite auf, wo

das Meßgebet anfängt und las folgende Verse laut und innigst gerührt:

Vergebens schmückt ihr die Altäre,
Umsonst wird euer Rauchwerk seyn,
Wenn Menschen nicht zu Gottes Ehre
Ein reines Herz als Opfer weih'n.

Vergebens dampfen tausend Kerzen,
In gold'nen Leuchtern aufgestellt;
Gott sieht das Innerste der Herzen,
Nur Andacht ist's, die ihm gefällt,

Gold, Diamant und Silberwerke
Sind in des Schöpfers Auge Staub,
Nur Unschuld gibt der Andacht Stärke,
Sonst ist sein Ohr für Menschen taub,

Das gute Herz, die reine Sitte
Sind, was dem Ewigen gefällt;

Der Unschuld Lallen ist schon Bitte
Für ihn, der ihre Seufzer zählt.

So las der Pfarrer, hielt nun eine Sekunde innen, und gab, das Buch an sein Herz drückend, nun seine Meinung über das Gelesene also von sich: Herrliche Stelle! — wie bist du so ganz der himmlisch-klare Umfang reiner Religiosität, die da nicht so sehr an dem sinnlichen Ritus, wie an der geistigen Hauptsache hangen darf und kann, an schuldenreiner Herzensdurchdrungenheit und an einer werkthätigen, fruchtbekrönten Liebe zu Gott und dem Nächsten. In der letztern liegt ein Haupttheil der milden christlichen Religion, weßwegen ich den herrlichen Versen Eckartshausens noch anfügen möchte:

Wollt ihr besonders Christo weisen,
Dafs ihr in Wahrheit Christen seid;
Soll euch die Menschheit segnend preisen,
So übet stets Barmherzigkeit.

O stützet Wittwen, kleidet Waisen!
O speiset mild die Hungrigen!
Nur so könnt Christo ihr beweisen
Den reinsten Sinn, den christlichen,
Der voll wohlthät'ger Liebe handelt,
Den seines Nächstens Glück beglückt,
Der fromm den Pfad der Tugend wandelt
Und freudig nach der Heimath blickt,
Woher des Lebens ew'ge Wonne
Ihm strahlt, und die verheifs'ne Krone. —

Der Eindruck, den theils Eckartshausens vortreffliche Lesestelle, mehr aber noch die aus dem Stegreif von dem ehrwürdigen Pfarrei-Vorstand vorgetragenen, inhaltsreichen Verse auf das tiefgerührte und wohl auch reiflich belehrte Herz der frommen Zuhörerin machten, läßt sich nicht beschreiben, sondern nur fühlen. Sie wischte sich die Thränen aus den Augen, bat um Papier, Feder und Dinte, nahm am Schreibtische Platz und schrieb, und reichte aufstehend

ihrem geistlichen Seelenhirten eine Verschreibung von 44,000 fl. zur Errichtung eines Erziehungs- und Unterrichts-Stiftes für 12 katholische und eben so viele evangelische vaterlose Knaben. Helle Thränen schimmerten in dem Antlitze des Pfarrers, als er diese wohlthätige Verschreibung überlas; er hielt sie in freudig zitternder Hand zum Himmel empor, und flüsterte tief gerührt die schönen Worte: „Dieser Tag ist der seligste und segensreicheste meines seelenhirtlichen Lebens und Wirkens.“

II.

Liebe zu den Aeltern.

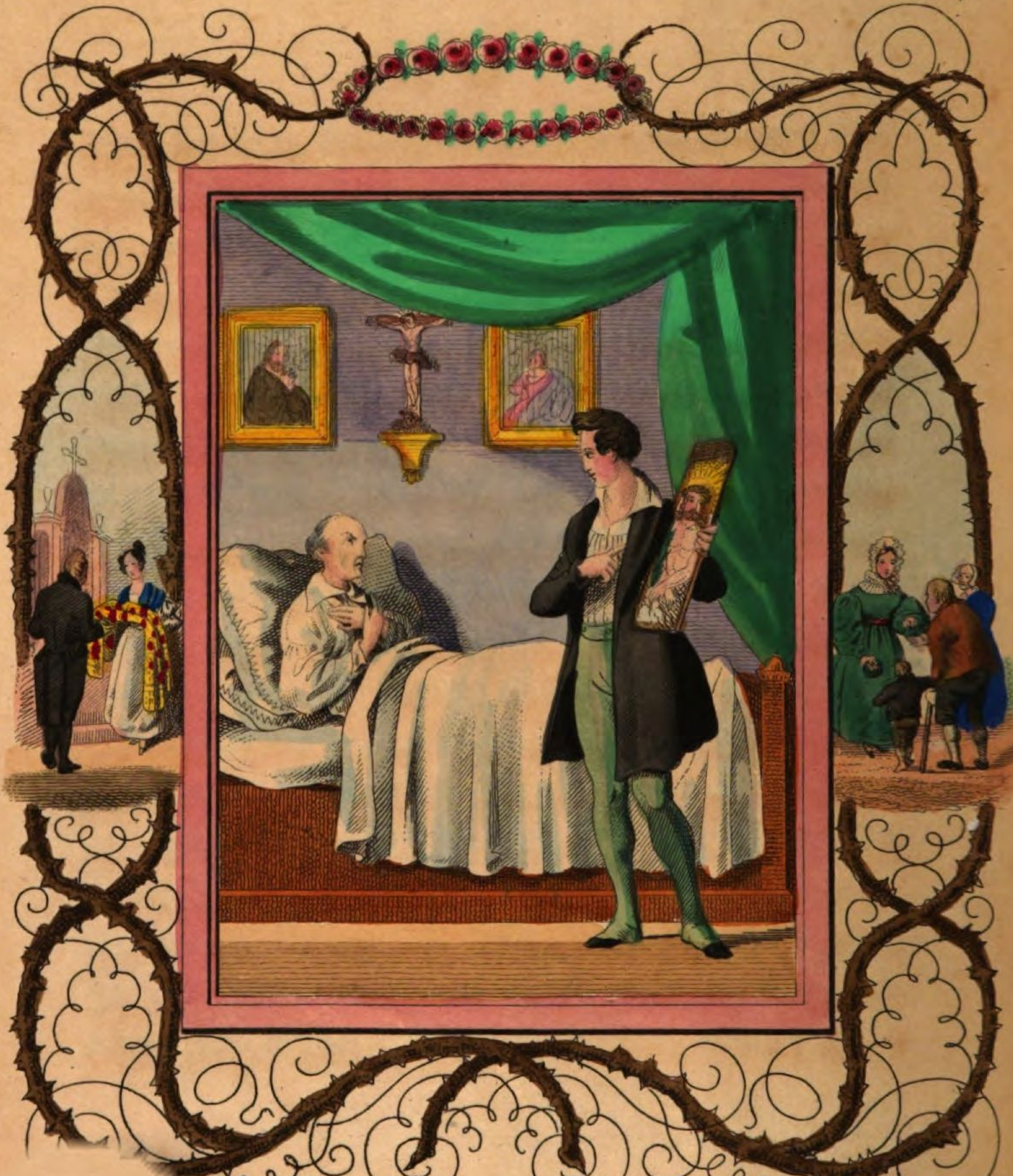
A.

In der segensreichen Fläche von Verona lebte auf einem Landschlößchen Pietro Ranuldi, berühmt als ein vortrefflicher Kirchenmaler. Die Segensfrucht einer mehrjährigen, sehr glücklichen Ehe war Leonardo, ein talentvoller, fleißiger Jüngling, der es schon im fünfzehnten Lebensjahre zu einem nicht geringen Kunstgrade in der Zeichnung und in der Malerei gebracht, sohin seinen geliebten Aeltern bereits die erfreuendsten Aussichten in eine hoffnungsvolle Zukunft eröffnet hatte. Da war's, wo Ranuldis Gattin anhaltender, denn je, zu kränkeln anfing. Die fromme, in Gottes weise Fügungen ergebene Frau sah ein, daß sie schwerlich mehr das Krankenlager verlassen werde. Sie ent-

deckte nun ihrem Gatten und auch ihrem Sohne, daß sie ein neues Christusbild in die nahe Waldkapelle verlobt habe, und bat ihre Herzensangehörigen inständig, statt ihrer das gemachte Gelübde zu erfüllen. Vater und Sohn versprachen dieses feierlich. Die Kranke ward zusehends schwächer, und entschlummerte nach wenigen Tagen ruhig und gefaßt hinüber in eine bessere Welt. Tief und anhaltend war der Schmerz und die Trauer ihrer zurückgebliebenen Lieben. Vater und Sohn suchten einzig im Gebiete der Religion und in der Ausübung ihrer ehrwürdigen Berufsgeschäfte einen tröstenden Anhaltpunkt. Pietro entwarf bald nach dem Hinscheiden seiner theuern Lebensgefährtin den Carton zu dem Christusbilde, welches die Selige verlobt hatte. Schon war er daran, die Farben aufzulegen, als ein landesherrlicher Befehl ihn nach Verona rief. Der Künstler erhielt hier den Entwurf zu einem Altarblatt, womit der Landesfürst dem heiligen Vater zu Rom ein angenehmes Geschenk machen wollte. Pietro malte mit anhaltendem Fleiße, ward aber, bevor er das bestellte Bild vollenden konnte, auf einmal unpäßlich. Leo=

nardo, der treue Sohn, eilte auf den Flügeln besorgter Liebe zu dem erkrankten Vater, um ihn zu pflegen, zu trösten und mit allem zu versehen, was ihm abging, was ihn aufhelfen könnte. Die treue Liebe, die zärtlichste Pflege, die rastlose Sorge des braven Sohnes rührten den Vater ungemein; indessen war nichts vermögend, die trüben Gedanken ängstigender Vorwürfe zu entfernen, womit sich der Kranke selbst unaufhörlich zu quälen pflog. Die Aerzte zuckten bereits über den von Tag zu Tag bedenklicher werdenden Krankheits-Zustand des hochgeachteten Künstlers wehmüthig die Achsel. Leonardo sah's, und ein schwarzes Heer quälender Besorgnisse fiel pressend auf das beengte Herz des Sohnes. „Vater!" rief er laut schluchzend aus, und zog die erfaßte matte Hand des Hochgeliebten an sein ängstlich klopfendes Herz. „O! lassen Sie mich, Ihren Sohn, der Sie mehr als sein eigenes Leben liebt, lassen Sie Ihren Leonardo wissen, welch ein geheimer Kummer an Ihrem schätzbaren Leben nagt. Ich will ihn zu lindern, will ihn zu tilgen suchen, mag es kosten, was es wolle."

S. 75.



So Leonardo, und der tiefgerührte Vater lüftete jetzt sein schwer geängstetes Herz durch die Worte: „Guter Leonardo! theuerer Sohn! o, daß du wüßtest, was ich seit Wochen im Geheimen gelitten, wie ich mir selbst die schwersten Vorwürfe gemacht, was ich ausgestanden — wie schwer ich mich an Gott und an der frommen seligen Mutter versündiget habe. Erinnerst du dich, daß ich der Sterbenden versprach, das verlobte — Christusbild — —“.

„Beruhigen Sie sich, lieber Vater! fiel Leonardo jetzt freudig ein. Das Bild, es ist gemalt, gänzlich vollendet. Ich hol' es, damit Sie sich selbst von der Wahrheit überzeugen können.“

Der Vater hob, als er dieses hörte, wie neugestärkt, sich im Bette empor, der Sohn aber flog fort, kam eilends wieder zurück, brachte, enthüllte, zeigte das gänzlich vollendete heilige Kirchenbild. Pietro's Antlitz umleuchtete ein himmlischer Freudenstrahl, als der erstaunte Blick seines Auges an dem meisterlich ausgeführten Gemälde hing. „Nun laß deinen Diener im Frieden fahren, Allgütiger da oben, nachdem meine

Augen den reichen Segen der Kunst geschaut haben, den du herabgesenkt hast auf das Haupt meines theuern Sohnes."

So betete der fromme, silberlockige Greis, Leonardo aber stellte das schöne heilige Bild des göttlichen Erlösers das er, um dem Vater eine unvermuthete Freude zu machen, auf dem einsamen Landschlößchen gemalt hatte, in der Nähe des erquickten Patienten auf, und sprach zu dem Göttlichen, der da Herr ist über Leben und Tod, ein frommes gemüthliches Gebet für die Genesung des theuern Herzensangehörigen.

Es ward erhört, das schöne Christusbild bald darauf an der stillen Wand der geweihten Waldkapelle aufgehängt, und Vater Pietro segnete nach erfülltem Gelübde also den frommen, fleißigen Sohn: „Der Segen Gottes ruhe auf dir und deinen spätesten Nachkommen!"

B.

Wir haben von der innigen Liebe gehört, die ein gebildeter kunstfertiger Sohn zu seinen Aeltern trug; als Gegenstück führen wir die gleich herzliche lieberfüllte Anhänglichkeit eines armen, achtjährigen Mädchens an, das seinen blinden Vater führt und, angedrungen von der quälenden Noth und Entblößung, das Mitleid jenes reichen Gutsherrn, bei welchem einst der Vater gedient hatte, in Anspruch zu nehmen sucht. Der Ausgang dieser ganzen Scene ist sehr traurig, wie man sogleich hören wird:

O wie das liebliche Kind mich rührt,
Das dort den Vater, den blinden, führt!
Man siehet beiden wohl Kummer an,
Sie schreiten so traurig die Stufen hinan.

„Habt Mitleid — Herr, mit unserer Noth!
Noch labt' uns heute kein Bissen Brod.
Die Mutter ist todt, der Vater blind.
Ich bin ein armes armes Kind.“

„Der Dienste meines Vaters gedenkt!
Was, gnädiger Herr, uns armen Ihr schenkt,
Das wird hier und im Himmelsgefild'
Ersetzen Allvater dereinst Euch mild."

So Hannchens flehendes Wort erschallt,
Im Auge der Kleinen die Thräne strahlt,
Die stumm mehr als Wort und Gebehrde spricht,
Doch rühret Beides den Gutsherrn nicht.

Er ballet die Faust und schreit in Wuth:
„Pack' dich hinweg, du Bettlerbrut!
Hinweg, Gesindel, aus meinem Haus,
Sonst jagen euch meine Hunde aus."

Die Kleine wendet das blasse Gesicht,
Schmiegt bebend sich an den Vater, und spricht:
„O fliehe, mein Vater, o fliehe schnell!
Schon hör' ich der bösen Hunde Gebell."

Der harte Mann verschließt das Thor.
Die Winde heulten, das Mädchen fror;
Der blinde Vater hält es in Arm,
Und küßt die zitternde Wang ihm warm.

Sie legt die Händchen in seine Hand,
Und leitet ihn treu über Moor und Sand.
„Ist's doch zum nächsten Dorfe nicht weit,
Dort finden wir wohl Barmherzigkeit."

So tröstet der Vater das schwache Kind,
Und Hannchen lächelt leis' und lind,
Und strenget auf rauher sandiger Bahn
Die letzten wenigen Kräfte an.

So wandern sie durch den dunklen Wald.
Die Wolken ziehen so feucht und kalt,
Es rasseln die Blätter von Sturmes Wuth,
Und strömend rauschet die Regenflut.

Der Pfad ist schlüpfrig, der Fels ist glatt,
Die Löckchen träufeln, das Kind wird matt.
„Ach — Vater!“ seufzet es athemschwer,
„Die Kniee brechen . . . ich kann nicht mehr!“

„„Sei ruhig, mein Hannchen! umklammre mich!
Auf meinem Rücken trag' ich dich.
Bist, Aermste, bis auf die Haut durchnäßt.
Gib mir die Füßchen und halte dich fest!““

Nun lenket sie rufend des Vaters Weg,
Und zittert und warnt vor dem schmalen Steg.
Der Blinde schreitet in ängstlicher Hast
Zum Walde hinaus mit der theuern Last.

Das Mädchen wimmert, dem Alten wird bang.
„Ach, Vater! wie dauert der Weg so lang?“
„„Geduld, mein Hannchen! ich höre Schallmey'n,
Zur Herberg kann es nicht weit mehr seyn.““

Die Stirne der Kleinen wird glühend heiß,
Und Füßchen und Händchen erstarren zu Eis,
Und wilde Krämpfe durchschneiden ihr Herz —
„Ach Vater! ach Vater! mich tödtet der Schmerz.“

Und als ihr Haupt auf die Schulter sank,
Da ruft er: „Hannchen! du bist wohl krank?“
Und prüfet die Wege mit seinem Stab,
Und wanket keuchend den Hügel hinab.

„Wo sind wir? schlummerst du?“ Hannchen schweigt.
Und endlich hat er das Dorf erreicht.
„Helft — gute Leute! o, helfet geschwind!
Ach rettet mein liebes, mein einziges Kind!“

Er klammert es los, legt sanft es hin,
Und küßt ihm Wangen und Mund und Kinn,
Und Stärkung bringen sie, Wein und Brod;
Zu spät — das gute Hannchen war todt.

Als solches der arme Vater erfaßt,
Da sinkt wie von einer Zentnerlast
Beschwert — ihm das silberweiße Haupt.
„O Tod! du hast mir das Letzte geraubt."

So seufzet der arme blinde Mann,
Und setzt sich zum todten Kind hinan,
Und von sich er schiebet Wein und Brod,
Und bald war der arme Vater auch todt.

III.

Liebe zu dem Nächsten.

Der Chineser, deren es wenig gibt.

Leis' und sanft, so wie Zephyre küssen
Eine Blume, die verwelken will,
Soll in's Herz des Nebenmenschen fließen
Deine Hülfe. In bescheid'ner Still'
Jedem hülf', sei Freund er oder Feind.
Solche Hülfe zweifach den erquicket,
Der die Zähre der Bedrängung weint,
Weil der Kummer ihn zu Boden drücket.
Denk' als Helfer an den schönen Spruch:
„Wie mich selbst muß ich den Nächsten lieben,
Lieben meinen Gegner; in dem Buch

Steht des Christenthums es so geschrieben.
Lieb' ich ihn, so werd' ich freudig auch
Spenden ihm der Hülfe sanften Hauch;
Doch nicht darf die linke Hand es wissen,
Was die rechte dem Bedrängten gab.
Segnend dann die Engel Gottes küssen
Den zur Hülf' gereichten Blüthenstab.

Wie schön hat diesen herzrührenden Spruch ein Chinese befolgt, von welchem der Missionär P. Philibert Grundler Folgendes erzählt:

Eine chinesische obrigkeitliche Person, Leouy mit Namen, kehrte eines Tages von Tschin Leon, wo er Statthalter gewesen war. Er fand einen armen Gelehrten auf der Straße, der so eben seinen Geist aufgegeben hatte und am Wege lag. Leouy hatte während seiner Statthalterschaft so uneigennützig gehandelt, daß er mehr einbüßte als gewann. Da unser Beamte ganz ohne Geld war, so zog er seine be=

sten Kleider aus, um den Todten damit zu bekleiden, verkaufte sein Pferd, das er ritt, und bestieg einen Ochsen. Als er einige Tagereisen weiter gemacht hatte, begegnete ihm ein anderer armer Mann, welcher dem Hungertode nahe stand. Kaum erblickte Leouy den Elenden, so stieg er von seinem Ochsen, den er vor Kurzem gekauft, ließ ihn schlachten, um mit dem Gelde, das er dafür bekam, den unglücklichen Mann unterstützen zu können. Da ihm seine Bedienten sagten, er treibe sein Mitleiden und seine Wohlthätigkeit zu weit, antwortete er ihnen: „Wer seinen Mitbruder im Elende schmachten sehen kann und ihm nicht beisteht, der hat kein Herz und keine Tugend.“ Hierauf setzte er seinen Weg zu Fuße fort.

XII.

Mässigkeit.

XII.

MÄSSIGKEIT weiß zu entbehren,
Um das Leben weis' zu nähren,
Klug die Güter zu genießen,
Die aus Gottes Händen fließen.
Sehet! was sie klug erspart,
Sie dem Armen aufbewahrt,
Fühlet himmlisches Entzücken,
Kann ein Herz sie sanft erquicken. —
So das *Silberblättchen* *) schlürft
Mäßig nur den Morgenthau,
Gibt hievon der welken Au;
Wenn die Hüls' es von sich wirft,
Zeigt sich die erhab'ne Tugend
Seines Schmucks in kräft'ger Jugend.

---

*) Auch Mondskraut im Deutschen genannt. Lat. Lunaria major.]

Mäßigkeit.

Jugendlicher Schwur einer deutschen Jungfrau, auf dem Altare dieser schönen Tugend bei Gelegenheit niedergelegt, wo sie an einem schon ziemlich warmen Märztage den Hals an einem Bache waschen wollte.

Der Schwamm, der meinen Hals rein machte sollte,
Gab ich der Oberfläch' des Baches preis,
Und sieh-! von reiner Flüssigkeit sog er
Gemächlich, manches Tröpfchen ein, doch schwamm
Als Sieger über selbe stets er noch
Leis auf des Wassers Spiegelfläch' einher.

Da gab jedoch dem ruhig segelnden
Rasch meine Rechte einen kräft'gen Druck,
Und ach! besiegt hinab zur Tiefe sank
Des Baches — schnell der überfüllte Schwamm,
Und nimmer sah mein Aug', so sehr es auch
Und emsig spähete, den eingesenkten.
Der schöne Schwamm, hart mißt' ich ihn, ein Thränchen
Des Mitleids weint' ich nach dem fortgeriss'nen;
Denn ich war schuld, daß eine Beut' er ward
Des tiefen Wassers, daß ein rauhes Tuch
Zur Reinigung des Halses nun versah
Die Stelle, die bisher der weiche Schwamm
So treulich ausgefüllt. — Ein Bild jedoch,
Ein warnendes, verlieh der Untergang
Des Lieblings meinem jugendlichen Herzen.
Unmäßigkeit, die, angespornt vom Druck
Der Gierde, hastig wie ein frecher Faun,
Trinkt aus der Fluth der sinnlichen Genüsse,
Und eher nicht zu trinken aufhört, bis

Der überfüllte Leib, das tolle Haupt
Rasch sinken in den Schlamm des Untergangs;
Unmäßigkeit, die schwarze Schaukelwiege
Des Lasters, die gespitzte Sklavengeißel,
Die dich, o Mensch, der Schöpfung Meisterstück,
Vom Sonnenthron der herrschenden Vernunft
In die Kloak' der schändlichsten Beknechtung
Hinab, und in des Todes Abgrund schleudert;
Unmäßigkeit, des Frevels Schlangenschwester,
Stand vor den Augen meines Geistes da,
So wie der Eumeniden Gräßlichste.
Ein Fieberschauder packte schnell das Herz,
Das tief erbebende; da aber glitt
Aus einer ungebund'nen Liedersammlung
Religiösen Inhalts, die gewöhnlich
In meiner Hand, oft auch am Busen ruht,
Wenn in der Schöpfung freie Tempelhalle
Hinaus ich schreite, — sieh! aus dieser Sammlung
Glitt von des Zephyrs Hauch bewegt, ein Lied

Heraus, das einst der gute Vater mir
Verfertigte, als ein berauschter Knabe
Nicht fern' von uns zu Boden fiel, so daß
Des schwer verletzten Hauptes strömend Blut
Die spitzen Steine der so eben neu
Belegten breiten Heeresstraße färbte *).
An mich zog ich behend das milde Blatt,
Und drückt' es an die treue Brust, und als
Das heil'ge Lied mit lauter Stimm' ich mir
Vortrug, da fing mein sanft gekos'tes Herz
Die zarten Aeste auszubreiten an,
Wie der Rohrammer seine leichten Flügel,
Wenn aus der Näh' in reiner Harmonie
Der Hauch ihm tönt der zauberreichen Flöte.
Dir, deutsche Jugend, theil' ich freudig nun
Den schönen heil'gen Hymnus mit, wofür

*) Leider geschah dieses am 27sten März 1829 ausser Augsburg. Der Knabe verletzte sich so empfindlich, daß er mehrere Wochen hindurch das Krankenbett hüten mußte. A. d. V.

Dem theuern Vater, meinem kenntnißreichen
Erzieher, meinem geistbegabten Bildner,
Ich nie hinreichend werde danken können. —

An die Mäßigkeit.

Sei, Mäßigkeit, Schutzgeist du des Lebens, mir
Gegrüßt! sieh! ew'ge Treue gelob' ich dir,
Die zu der Weisheit grünem Hügel
Leitet des Geistes gestärkten Flügel.

Des gold'nen Heiles Urne, der Silberquell
Des Friedens bist du, zeigst nie getrübt, stets hell
Den Himmel reinster Hochgenüsse,
Hauchst der Gesundheit purpurne Küsse.

Dir, Mäßigkeiit, gelob' ich froh stete Treu'.
Dein weises Maaß mir immer erlesen sei!

Stets will an Deiner Hand ich wandeln,
Stets nach den heil'gen Gesetzen handeln!

E. G.

So besang vor einigen Jahren eine deutsche Jungfrau in rührenden Weisen das Lob der Mäßigkeit, und wir hegen den schmeichelhaften Gedanken, daß ihr schöner Gesang an manches empfindende Herz klingen und dasselbe für diese rühmliche Tugend einnehmen werde.

„Wie aber kömmts, daß hier als Sinnbild das erste Menschenpaar aufgestellt ist?" So könnte manche jüngfräuliche Leserin, so mancher jugendliche Leser dieses Büchelchens fragen, und wir antworten also: „Adam und Eva sind hier in dem glücklichen Zustande vorgestellt, wo sie noch im Paradiese, wo sie noch mäßig und tugendhaft, daher unbeschreiblich glücklich waren. Adam's Ruhesitz ist ein von Epheu umrankter Stein. Eva, die reizgegürtete Gattin, lehnt sich traulich und mit einer sich ganz hingebenden Liebe auf Adam dahin, der ihr ein Blümchen zeigt, das er so

eben abgepflückt zu haben scheint, das schöne Silberblättchen, das heilbringende Sinnbild der Mäßigkeit. Wie glücklich, wie überselig fühlen sich beide! Wie ist's, als wollten sie sich bei der Betrachtung des so vielen Schönen und Geist- und Herzerquickenden, welches ihnen der gütige Schöpfer im reizenden Paradiesgarten als Eigenthum eingeräumt hat, einander in's Ohr flüstern: „Sieh nur, wie angenehm ist's, hier zu wohnen und zu wandeln Hand in Hand, und das alles zu kosten und zu genießen, was der gütige Vater da oben uns zugewiesen hat."

Ach! warum blieb dieser höchst selige Zustand, dieser frohe Gütergenuß nicht immer der Antheil des ersten Menschenpaares? Warum war es, wie wir bald hören werden, die sündige Anwandlung der Unmäßigkeit, die auf einmal alles Unglück über Adam und Eva und über alle ihre Nachkommen brachte?

Gott war und blieb der Schöpfer Adam's und Eva's, und als solcher ihr Gebieter und Herr. So wie ein irdischer König da keine Herrschaft ausüben kann, wo es keine Unter-

werfung gibt; so würde auch Gott aufgehört haben, der Gebieter und Herr der Erschaffenen zu seyn, hätte er ihnen nicht das eingeschärft, was sie thun und unterlassen sollten. Die Bibel, dieses ehrwürdige Buch, stellt uns dieses sinnbildlich und zwar dadurch vor, daß sie sagt: Gott habe dem Adam und der Eva erlaubt, von den Früchten der Bäume im Paradiese ringsum zu essen, jedoch zugleich die Frucht eines einzigen Baumes ihnen verboten, der da hieß: Der Baum der Wissenschaft des Guten und des Bösen. Das Sinnbildliche dieser Bibelstelle dürfte wohl also zu erklären seyn: Gott erlaubte dem ersten Menschenpaare, daß es die Früchte des Paradieses zu seiner Nahrung und Erquickung ohne Bedenken genießen, jedoch dabei sich stets in kindlicher Demuth und in treuem Gehorsam an den göttlichen Geber derselben erinnern sollte, der da sei und verbleibe ihr wohlmeinender Schöpfer und Vater, ihr ewig waltender Herr und Gebieter. Darum stellte er ihnen ein Verbot auf, jenes der Unmäßigkeit nämlich, die das sinnlich berauschte Gemüth zum Bösen anleitet, und zwar durch die überhand nehmen-

den Wurzeltriebe des Stolzes und Uebermuthes, welche die schädlichen Unkrautkörner des Ungehorsams sind.

Solang Adam und Eva das Verbot ihres göttlichen Schöpfers nicht übertraten, d. h. mäßig und demüthig blieben, waren sie gehorsam und glücklich. Die Anwandlung der Begierde nach sinnlicher Berauschung ergriff zuerst das schwächere Herz des Weibes. Eva aß von dem verbotenen Apfel, den die Schlange ihr dabot, d. h. das zwar schöner aber schwächer geformte Weib ließ zuerst von der sinnlichen Lust der Unmäßigkeit sich umgarnen. In einer solchen Betäubung sah es Reize an sich, die der anwachsende Stolz göttlich nannte. Eva wollte nun selbst ein höchst vollkommenes, ewig freies, göttliches Wesen seyn. Sie kündigte ihrem Schöpfer und Herrn den Gehorsam auf, verleitete zu gleichem Frevel den Adam, ihren trauten Gatten und Lebensgefährten, und so ward der Sündenschulden erste begangen, die Erbsünde, und über das schuldbehaftete erste Menschenpaar streckte auf Gottes hohem Befehl der Engel die flammende Ruthe der verdienten Bestrafung aus. Adam

und Eva wurden aus dem Paradiese, aus diesem glücklichen Wohnsitze der Tugend und Unschuld, verwiesen; ersterer mußte ein unfruchtbares Land im Schweiße seines Angesichts bebauen, letztere aber ihre Kinder mit Schmerzen gebären. So wie an die Sünde der Unmäßigkeit sich jene des Stolzes und des Ungehorsams knüpfte, so vereinbarte sich bald darauf mit dem Laster des Neides die Sündenschuld der Feindschaft und das Verbrechen des Brudermordes. Das erste Menschenblut rauchte zum Himmel empor. Adam sah's und schauderte tief zusammen; der blutbefleckte Sohn Kain aber wollte vor dem Antlitze des strafeheischenden göttlichen Richters die begangene Missethat dadurch beschönen, daß er läugnete, und so häufte er Sünde auf Sünde. Wie der giftige Hauch eines einzigen Pestkranken tausend gesunde Menschenkörper ansteckt; so hat eine einzige Sünde das Schlangengewinde unzähliger Laster und Verirrungen in's menschliche Leben und hiemit alles nur erdenkliche Unglück und Elend eingeführt, das seit Jahrtausenden die Nachkommenschaft des gefallenen ersten Menschenpaares drückt und peinigt.

Lernet hieraus, ihr Kinder, wie nothwendig es sei, daß ihr jeder, auch der leisesten Anwandlung zur Sünde mit standhafter Geistesfassung zu widerstehen trachtet. Und vor allen Dingen; seid mäßig und enthaltsam! Seid dieses nicht nur im Essen und Trinken, sondern auch im Genusse erlaubter Spiele und sonstiger jugendlicher Belustigungen. Jedes Uebermaß wird schädlich. Suchet es stets darauf anzulegen, wie ihr nicht nur euere Wünsche und Bedürfnisse beschränken, sondern auch eure Blicke bezähmen könnet. Beides ist nicht selten, wenn ihr des Lebens köstlichstes Gut, die Unschuld euers Herzens und in ihr, den beseligenden Frieden euerer Tage schirmen und erhalten wollet, eben so nothwendig, wie Mäßigkeit im Essen und Trinken, wie Einschränkung im Genusse körperlicher Belustigungen.

Noch muß ich hier einer irrigen Meinung gedenken, in die manchmal nicht nur Jünglinge und Mädchen, sondern selbst Erwachsenere bei Durchlesung der Bibel verfallen. Sie können es nämlich nicht begreifen, wie Adam und Eva, unser Stammältern-Paar, sich im Besitze der vielen und

unnennbaren Freudengenüsse des Paradieses zur Uebertretung des göttlichen Verbotes verleiten lassen konnten. „Wär' ich an Adam's oder Eva's Stelle gewesen", sprechen sie, „ich würde mich sicher gehütet haben, den Apfel anzunehmen, den mir die schmeichlerische Schlange angeboten hätte." Wer so sprechen kann, setzt ein stolzes Vertrauen auf sich selbst, und hört in dem Augenblicke, wo er dieses thut, auf, der ersten Tugend eines wahren Christen zu huldigen, der fromm-glaubigen Demuth. Die übermüthige Zweifelsucht gewinnt in dem Gebiete seines irregeleiteten Verstandes einen immer weitern Spielraum, und so geschieht es, daß er allmählig den schlüpferigen Wahn als eine feste Ueberzeugung annimmt, als habe er seine Einwilligung nicht zur Uebertretung des göttlichen Verbotes im Paradiese gegeben, weßwegen er unberührt geblieben sei von der begangenen Erbsünde.

Den Saamen zu einer solchen Zweifelsucht legen gewöhnlich die freigeistigen Schriftwerke unsers Jahrhunderts an. Die Verfasser derselben nähren und verbreiten die verderbenbringende Absicht, das Grundgebäude der göttlichen Of-

fenbarung mit dem Geifer der Zweifelsucht zu verunstalten, und dadurch den schädlichen Lehrsätzen des Naturalismus nach und nach Eingang zu verschaffen.

Ich kannte einen Jüngling, dessen Herz von dem süßen Wahne dieses Giftes angesteckt worden war. Vergebens bemühte sich der gebildete, fromme Vater des Irregeleiteten ihm richtigere Begriffe beizubringen. Wo jede wörtliche Vorstellung fruchtlos abglitt, sollte eigene Ueberzeugung wirken. Der Vater besaß eine reichhaltige Bibliothek, und gestattete seit der Zeit, wo er nicht ohne tiefe Betrübniß ahnen mußte, daß der Sohn sich heimlich mit der Lektüre verderblicher Bücher abgebe, demselben freien Zutritt. Ein unaufschiebliches Berufsgeschäft rief eines Morgens den Vater von dem Bibliothekzimmer zu einer Zeit ab, wo gerade Albert, so hieß der Sohn, mit der Uebersetzung des hochgelungenen Schriftwerkes: Das verlorne Paradies von Milton ꝛc. beschäftigt war. „Du magst immer bleiben, lieber Albert", sprach der Vater beim Abgehen aus dem Zimmer. „Zugleich erlaub' ich's dir, von den Büchern da ringsum eines zu nehmen,

welches du immer willst, falls du der schweren Uebersetzungs-Arbeit müde geworden bist. Du weißt, meine Bibliothek enthält mehr als 3000 Bände. Unter diesen vielen Büchern ist ein einziges, welches du unberührt lassen mußt. Daß ich zur Aufstellung dieses Verbots meine gewichtigen Ursachen habe, kannst du dir leicht vorstellen. Es ist dieses hier, das erste im dritten Fache, noch ohne Numer. Auch der Goldschnitt und Einband in grünem Saffian zeichnet dieses erst vor wenigen Wochen erschienene Schriftkind vor allen seinen nah' und ferne stehenden Nachbarn aus. Ich bestimme dir das Alles deßwegen so genau, damit du nicht aus Unwissenheit dich wider das väterliche Verbot verfehlen kannst. Du warst in dieser Beziehung immer noch ein gehorsamer Sohn; gib mir auch diesmal den Beweis, daß älterliches Verbot stets dir heilig ist."

So sprach Herr von S** und ging. Albert blieb noch ein Viertelstündchen im Bibliothekzimmer allein, als man an der Thüre pochte, und der zweitgeborne Sohn des benachbarten Weinhändlers eintrat. Dieser war mit unserm fleißi-

gen Miltons-Uebersetzer von den Kinderbeinen an, wie man zu sagen pflegt, aufgewachsen. „Du bist und bleibst doch ein ewiger Bücherwurm, und wirst noch zuletzt so voll Gelehrsamkeit werden, daß dir die Rippen von dem Leibe abfallen, wie einem 44jährigen Fasse in unserm Weinlager gestern geschah, von dem sich die in Fäulniß übergegangenen Reife ablösten und — — ha — ha! ich muß jetzt noch lachen, wenn ich so recht an den läppischen Vorgang denke und mir das ungeheuere Lamento vorstelle, in welches mein Vater ausbrach, als der edle goldgelbe Steinwein zu den Ritzen herausdrang und Papachen, ich und der Oberkellner nicht sogleich das erforderliche Geschirr bei der Hand hatten, den theuern Lyäussaft aufzufassen. Meinem Vater rannen bei dieser herkulischen Arbeit die Angst- und Arbeitstropfen so hell und häufig von der Stirne, wie jene des Weins aus dem zur Hälfte rippenlos gewordenen Fasse. Ich aber, sein stets munterer Friz, blieb dir heitern Humors bei dem ganzen Spasse; denn was kann denn ein halbausgeronnenes Faß Steinwein meinem steinreichen Vater für einen Abtrag

machen?" so fragte ich mich im Stillen, und ließ recht piano, daß Papachen es weder hörte noch sah, zwei gefüllte Bocksbeutel in meine Rocktaschen hineinrutschen. Nun höre weiter, und thu' einmal recht wacker dem ewig helllaunigen Jugendkumpan Bescheid. Sieh mich nicht so an, und nimm diese vollgefüllte Glaserstochter, deren Bestimmung ist, daß du ihr mit deinen glühenden Junggesellenlippen so lange das runde Mäulchen küssest, bis du zu dir und mir, der ich mit diesem gebrechlichen Jungferlein da das Nämliche vornehme, das sagen kannst, was einst zu den zechenden Herren Reichsmitkollegen mit umgestürztem Becher sehr bündig gesprochen hat Kaiser Carolus quintus *) — nämlich: nihil est intus **). Voran denn! es gilt! unsere ewige Freundschaft."

So sprach und mahnte der stürmische, schon etwas betrunkene Weinhändlerssohn, und Albert wollte ihm das gestellte Ansinnen nicht gänzlich absagen. Er nippte anfangs

*) Karl der Fünfte.

**) Es ist nichts darin.

nur, nach und nach aber gewann der schmackhafte Rebensaft für ihn so vielen Einladungsreiz, daß er von dem Nippen in's anhaltende Verkosten oder Trinken überging, und dieses auf Frizens unabläßliches Zureden so oft wiederholte, bis die Flasche fast zur Hälfte leer war. Inzwischen hatte jedoch Friz die seinige schon gänzlich leer gemacht, und es war jetzt mit dem jugendlichen Saufhelden so weit gekommen, daß er nimmer mehr aufrecht stehen konnte. Albert bekam nun das unangenehme Geschäft, den vollauf Betrunkenen mit Beihülfe der Küchenmagd mehr nach Hause zu tragen als zu führen. Die Leute und Kinder auf der Gasse liefen zusammen; denn der Betollte schrie und lärmte wie ein besoffener Matrose, und forderte in Einem fort eine gefüllte Flasche Wein, seinen brennenden Durst zu löschen. Wie schämte sich unser Albert, und wie froh war er, als ein Fabrikarbeiter, den er kannte, ihn ablös'te, und den Betrunkenen vollend's in's älterliche Haus hineinschleppte, wo der strenge Vater den leichtsinnigen Sohn mit einem Hagelregen von Scheltworten und Vorwürfen begrüßte.

Unser Albert begab sich in's Bibliothekzimmer zurück, versteckte dort den noch einmal gekosteten Rest Wein und lenkte jetzt neugieriger denn je, den Strahl seiner brennenden Augen auf das schöne Buch mit dem blinkenden Goldschnitt und grünen Einband, und — und — — doch wir halten mit dem noch zurück, was geschah, und lassen unsern Albert zwei volle Stunden hindurch thun und vornehmen, was er will, und führen jetzt dessen Vater, Herrn von S**, heran. „Gott sei Dank!" sprach der eingetretene biedere Mann, „daß er einen der geist- und umsichtvollsten Theologen unsers Vaterlandes anregte, das ehrwürdige Buch der göttlichen Offenbarung wider die giftgetauchten Federzüge der Naturalisten in kräftigen Schutz zu nehmen. Das herrliche Buch! sieh mein Sohn! hier ist's angekündigt, und zwar in der zweiten vermehrten Auflage. Ich habe mir zwei Exemplare bestellt, und werde dir eines davon zum Präsente machen."

Albert hatte während diesen Worten die Ankündigung durchlesen, die ihm von dem Vater zur Durchsicht angeboten

worden war, und er wußte nun sehr gut, auf welches Buch das so eben aus dem Munde des Vaters aufgefaßte Lob ziele. Er konnte sich nicht länger enthalten, das herrliche Schriftwerk gleichfalls, und zwar mit einer solchen Eingenommenheit zu rühmen, daß sein ausgestreutes Lob nach und nach in die feurigste Begeisterung von dem Inhalte der vortrefflichen theologischen Druckerscheinung überging. In dieser Stimmung vergaß sich der vom genossenen Wein angefeuerte Jüngling so weit, daß er ganze Stellen aus dem erwähnten Schriftwerke in lauter und empfindungsvoller Memorirung vortrug.

Herr von S** schien solches gerne zu hören; denn ein leises Lächeln wölbte seine menschenfreundliche Lippe. „Du scheinst", fing der Vater jetzt an, „das herrliche Buch sogar genauer, als ich selbst — zu kennen? Darf ich fragen, wie mein Albert zu dieser nützlichen Bekanntschaft gekommen ist?"

„„Ich habe — habe —"" entgegnete der Sohn erröthend, sichtlich betroffen, und stockte.

„Du hast das Buch gelesen", fiel der Vater ein; wo — das will ich nicht untersuchen."

„„Ich habe das Buch gelesen — Vater — guter Vater! werden Sie's mir wohl vergeben können, daß ich Sie schwer beleidigt, Ihr Verbot leichtsinnig übertreten, und das schöne Buch dort herabgenommen und darin gelesen habe?"

So gestand mit schambegossenem, mit gesenktem Antlitze Albert, und des reuigen Geständnisses sichtliche Beurkundung, ein helles Thränennaß, umblinkte jetzt den strahlenden Spiegel des jugendlichen Auges. Der reumüthige Sohn ließ es hiebei noch nicht bewenden; er brachte die noch halbgefüllte Weinflasche hervor, behändigte sie dem Vater, die genaue Erörterung alles dessen anfügend, was seit der väterlichen Abwesenheit im Bibliothekzimmer vorgegangen. Der edle gütige Vater wußte nun, woran er war, und hielt es für zweckmäßig, hier schnelle Verzeihung eintreten zu lassen, wobei er jedoch seinem Albert jeden Umgang mit dem Nachbarssohne in so lange untersagte, bis derselbe die häßliche Untugend des Volltrinkens abgelegt und deutliche Anzeichen einer anhaltenden Besserung von sich gegeben haben würde. „Du siehst nun, mein Sohn", schloß Herr von S** seine

liebreiche, jedoch mitunter auch etwas ernste Ermahnung, „wozu Verführung und unmäßiger Genuß eines an sich unschädlichen, jedoch feurigen Getränkes das schwache Menschenherz verleiten können. Stelle dich nun in die Lage unserer Stammältern und erkläre dir aus deiner eigenen, vor wenigen Minuten erst begangenen Uebertretungsschuld jene des guten Allvaters Adam und seiner schwachen Lebensgefährtin Eva. Reue versöhnt und bessert. Nimm das schöne lehrreiche Buch; es war schon, als ich es kaufte und einbinden ließ, dir als ein Präsent bestimmt. O möge der Inhalt dieser herrlichen, wahrheitbekränzten religiösen Schrift zum schirmenden Ankerstabe dir werden auf der unsteten See des irdischen Lebens!"

So sprach, warnte und ermahnte der gute, erfahrene Vater. Keine Feder beschreibt Alberts namenlose Empfindungen. Das Andenken dieses feierlichen Augenblicks erlosch nie in der Seele des gebesserten Jünglings, in welchem nun der preussische Königsstaat einen seiner rechtlichsten und geschicktesten Beamten verehrt. Wer da immer in das Geschäfts-

und Studierzimmer des Freiherrn Albert von S** eintritt dem bleibt es unverwehrt, einen mit großen Fraktur-Buchstaben geschriebenen und von einem einfachen Holzrahmen umgebenen Sittenspruch zu lesen, welcher also lautet:

Ich bin ein Mensch, und glaube fest,
Dafs ich von menschlichen Gebrechen
Nicht frei, und dafs zu allen Schwächen
Mein Herz gar leicht sich leiten läfst.

Was auch der Mensch hier Gutes schafft,
Ist Gottes Werk. Wer zu ihm flehet,
Wird hier gestärkt und dort erhöhet;
Der Mäfsigkeit wird höh're Kraft.

XIII.

Offenheit.

XIII.

Offnes Wort und unversteckte
Wahrheitsliebe, ach! sie neckte
Und verfolgte stets der Schmeichler
Und der schadenfrohe Heuchler.
Aber wer von früher Jugend
Bis zum grauen Alter übte
Diese gottgefäll'ge Tugend,
Ging als der von Gott geliebte
Jünger ein in's Himmelsreich,
Wo nach still ertrag'nen Leiden
Ihn des Sieges Palmenzweig
Lohnet und der ew'gen Freuden
Dargereichter Blumenkranz. —
Sehet! in dem schönsten Glanz
Euch die *Leidensblume* *) deutet,
Was der Haß einst hat bereitet

---

*) Auch Passionsblume genannt. Lat. Maracotum, vielfältig auch flos passionis sanctae.

Dem von Gottes Thron gesandten
Menschenheiland. Nicht erkannten
Heuchler jenes Wort der Wahrheit,
Das in himmlisch-reiner Klarheit
Jesu frommer Lipp' entglitt.
Für die Wahrheit Christus litt
Hoch am Kreuze, doch er schritt
Als des Todes Ueberwinder,
Als das Heil der Menschenkinder,
Aus dem tiefen Grab hervor,
Oeffnete das Strahlenthor
Ew'gen Lebens allen denen,
Die das **wahre Wort** bekennen.

Offenheit.

Offenheit in Wort und That
Legt zum Guten goldne Saat.
Schmeichler suchen zu verstecken,
Was dem Ganzen nützen kann.
Fürsten! suchet zu entdecken
Wahres, kränzet Eure Bahn
Mit des Heiles Blüthenzweigen.
Suchet lohnend Euch zu zeigen
Denen, die euch Wahrheit sagen.
Fürsten! suchet zu verjagen
Den gebückten Schmeichlerschwarm.
Reichet euern mächt'gen Arm

Dem Gedrückten, und beglücket
Eure Völker, die es gut,
Die es redlich mit Euch meinen,
Sich um Euch wie Kinder einen,
Soll Euch krönen sel'ger Muth,
Dieses Lebens schönste Gabe,
Diese ewig grüne Habe.

Die ländliche Hochzeit.

Friedrich, mit dem Zunamen der Aeltere, Herzog in Oesterreich, war ein leidenschaftlicher Liebhaber der Jagd, und seine Staatsbeamten und Hofdiener sahen es nicht ungern, wenn ihr fürstlicher Herr ganze Tage hindurch, ja manchmal sogar wochenlang, diesem Vergnügen anhing. Die Schlichtung der Reichsangelegenheiten und Regierungsgeschäfte war und blieb ja so einzig ihrer Willkühr überlassen, und sie durften auf diese Weise verfügen und machen, was

ihnen oder vielmehr dem Vortheile ihres Geldseckels zusagte. Das gute Landvolk seufzte unter so mancher Beschwerde, und besonders waren es die strengen Einschränkungen in der Berechtigung des Holzfällens, der Wald- und Gebirgshuth und des Ausrottens des zu vielen schadenbringenden Wildes u. s. w. wodurch der vaterländischen Landwirthschaft, dieser ersten Quelle des gesamm'en Volkswohlstandes, tiefe Wunden geschlagen wurden. Von dem allem wußte jedoch der gute Landesfürst auch nicht das Mindeste, weil seine Hof- und Jagddiener von ihm Alles ferne hielten, wodurch auch nur der mindeste Laut einer Klage oder die geringste Ansicht einer Drückung im Ohr und Antlitz des Herrschers hätte auftauchen können. Indessen sollte es doch nicht immer so bleiben; dafür sorgte jetzt der Alles gütig anordnende Himmel, zu dem jeder leise Menschenseufzer aufsteigt. Ein Zufall erwirkte und entdeckte, was Jahre hindurch verborgen und verdeckt geblieben war.

Es war schon im stürmischen Spätherbst, als es dem Herzog auf einmal einfiel, eine Jagd im schneebedeckten,

windigen Gebirge vorzunehmen, und er ließ dieses seinem bisher bei sich gehabten Jagdgefolge wissen. Die etwas weichlichen Hof- und Jagdherren mochten jedoch den geheitzten Zimmerherd und das wärmende Flaumenbett dem unsanften Zuge des Nordwinds und den ungemächlichen Anstrengungen des Jagdlebens vorziehen; dies erhellte daraus, daß Einer nach dem Andern durch seinen Leibdiener sich unterthänigst, und zwar einer schnell aufgefaßten Krankheit wegen, entschuldigen ließ. Das wurmte und verdroß den Herzog. „Der ganze Hof krank!“ — rief er aus, „und zwar so auf einmal, als hätte Feind Morbus uns wie aus einem rußigen Rauchfang seine Legionen von Fiebern, Husten, Magenkrämpfen, und wie die Leibgarde diesen bösen Kumpans heißt, zugesandt. „Wenzel komm! du bist noch so kerngesund wie dein Herzog, wie ich sehe. Wir bedürfen der ganzen kränkelnden Sippschaft von Tellerleckern nicht, die es mit der gekochten Rehkeule im warmen Speisesaale lieber, als mit jener halten, die noch im weiten Forste herumläuft. Wir wagen den Zug ins Freie und Luftige allein.“

So sprach Friedrich zu einem Kammerjunker, der aus dem Heldengeschlechte der Freiherren von Liechtenstein abstammte, und hochstämmigen kernvollen Wuchses, zugleich aber auch, was noch mehr galt, unverstellten Herzens und kerzengeraden Sinnes war. „Mir ganz recht!“ dachte der brave Junker, den der Herzog erst vor wenigen Tagen an seinen Hof gerufen hatte, dessen scheeles Treiben dem geistbegabten Forscherblicke des Liechtensteiners so wenig entging, wie dem Strahlenauge der Sonne das Gewühl des kurzsichtigen Maulwurfs. „Gibt der Himmel seinen Segen dazu, so soll diese Jagd die segensreicheste für das Land werden, die der Herzog jemals abgehalten hat.“

Der brave Wenzel lockte seinen fürstlichen Jagdgenossen geflissentlich in's tiefe Gebirg, wo es weder Städte noch Marktflecken, sondern nur einzelne ärmliche Hütten und hie und da ein Dörfchen gab. Die Gebirgsbewohner aber waren biedere treuherzige Leute, die das Wort so von sich gaben, wie es ihnen auf dem Herzen lag; das wußte der Liechtensteiner, und baute hierauf die Ausführung eines Plänchens,

das dem ganzen Lande und mit demselben auch dem guten, so lange getäuschten Herzoge das Lichtlein des Heiles in der angezündeten Kerze der Wahrheit aufgehen lassen sollte. Die dunkle Nacht brach herein, kein Herbergsort war weit und breit zu sehen. „Da müssen wir in einer Wolfshöhle übernachten —" begann der Herzog. „Nicht also!" antwortete Wenzel. „Links hinter dem dunklen Tannenforst liegt ein Dorf, und ein niedliches Wirthshaus. Der Inhaber desselben haßt aber leidenschaftlich Alles, was einen schönen Wamms trägt; denn die vornehmen Herren haben ihm, wie gewöhnlich der Weltbrauch ist, gar unglimpflich mitgespielt. Kommen wir in unsern schmucken Kleidern bei dem launischen Gastwirth an, er ist im Stande, und schlägt uns die geöffnet wordene Thüre vor der Nase zu."

„Was fangen wir aber an, um eine Unterkunft und auch ein Abendmahl zu bekommen?" so fragte der Fürst.

„Ich weiß nur ein Mittel", erklärte Wenzel. „Ausser

dem Dorfe ist ein Einödder*), den ich sehr gut kenne. Der Mann läßt uns gern unsere Kleidung austauschen, wobei er nur gewinnen kann."

Dem Herzoge gefiel der Spaß; sie vertauschten ihre Kleider gegen einfaches, grobes Bauerngewand, und wurden in dieser Vermummung liebreich von dem Gastwirthe aufgenommen, der ihnen das Beste auftischte, was sich in der Küche und im Keller vorfand.

Im Wirthszimmer gab es nur einen einzigen Tisch, der war breit und lang, und von einigen Landleuten besetzt, die sich recht treuherzig mit unsern Gästen, die sie für Männer ihres Standes hielten, in's Gespräch einließen. Der verkleidete Herzog ward frohen und offenen Sinnes und suchte die Bauern darüber auszuholen, was sie von ihrem Landesfürsten hielten. J — du Himmel! was mußte der Fürst da alles anhören. „Der Herzog ist ein liebreicher

*) Ein solcher Landmann, dessen Wohnung und Feldgründe abgesondert von andern liegen.

Herr; aber seine Apostel sind nicht weit her", sprach ein grauhaariger Bauer. „Unser guter Friedrich schaut ihnen zu sehr durch die Finger. I nu! dazu braucht er auch keine Brille. Er läßt die Hof-, Edel- und Jagdleute mit uns hausen, wie sie wollen. Das Beste ist, daß es noch Pferde gibt, sonst würden alle diese Herren, die eigentlich die regierenden Herren des ganzen Landes sind, uns auf dem Kopf herum reiten." Ein jüngerer Bauer fiel dem Schwiegervater also in's Wort: „Ihr habt recht, lieber Vater! unser Herzog wäre schon der rechte Mann, wenn er sich nur, anstatt zu jagen und zu hetzen, um die Regierung besser annähme, und das gesammte nichtsnutzige Volk der herzlosen Schmeichler und hungrigen Tellerlecker zum Teufel jagen möchte. Das könnte eine Jagd geben, die seinem Landvolk mehr Glück und Heil bringen würde, als wenn er mit seinem stolzen Jägertroß anrückt, und uns die Felder und Wiesen, die wir so hoch versteuern müssen, verwüstet und zu Grunde richtet."

„„Ja wohl"", fiel jetzt der Wirth ein, „„wäre der

Herzog da, ich müßt' es ihm rund heraussagen, daß es nach und nach, wenn's so fort geht und seine Jäger uns die Haut über's Genick abziehen dürfen, dahin kommen könnte, daß wir uns in Schwein=, Wolfs= und Bärenhäute einhüllen müssen, wenn wir noch genug zu leben behalten wollen, weil man ja die Wildschweine, Wölfe, Bären, Rehe u. s. w. höher schätzt als uns, sie durch uns füttern, das heißt, mit unserm Eigenthum mästen, uns aber und unsern Kindern kaum so viel übrig läßt, daß wir noch Luft schnauben können.""

So kreiste stundenlang der offen entrollte Faden des treuherzigsten Gespräches, und der Herzog horchte hoch auf, wie Einer, der zum ersten Mal in seinem Leben eine schöne Musik hört. Und Heil dem guten Landesvater Friedrich! Das wahre, treuherzige Wort seiner geliebten Landleute klang wie angenehmer Flötenlaut an sein deutsches Herz, und faßte Wurzel. Er wälzte sich hin= und hersinnend auf dem Bettlager herum, das ihm der biedere Gastwirth angewiesen hatte, und war froh, als der Morgen heran dämmerte. Der Fürst

bezahlte die Zeche mit einem großen Goldstück, und schob das Silbergeld, das der Wirth ihm herauszahlte, demselben mit den Worten zu: „Ich will das bei der Hochzeit Eurer schmucken Tochter, deren Ihr gestern erwähntet, einbringen."

Ein Wort ein Mann, und der's nicht hält, ein Hundsfott! äußerte der Wirth. Die Hochzeit ist nach 14 Tagen.

„Ich komme und bringe einen Anhang von etwa 50 Personen mit, wofür Du herrichten magst. Wir wollen recht lustig seyn, und ich tanze mit der Braut den zweiten Reigen, wenn diese und ihr Bräutigam nichts dawider haben." So der Herzog.

„Nicht einen Haarstrich darf mir das junge Gesindel durch mein Versprechen ziehen, das ich dir hiemit gebe", erwiederte der Wirth. Man reichte sich traulich die Hand zum Abschied, gelobte sich baldiges Wiedersehen, und Friedrich und Wenzel schlichen sich, in der Hofburg angekommen, still und unerkannt — es geschah in später Nacht — in ihre Schlafzimmer, wo eben so still die Bauernkleider abgelegt, jedoch sehr gut aufgehoben wurden.

Zwölf Tage hindurch arbeitete der Herzog fleißig im Kabinette, wohin er sich bald diese bald jene Schreiberei und Rechnung aus den Kanzleien und Amtszimmern bringen ließ. Diese 12 Tage nannte er später die sonnen- und segenshellen seines Regenten-Lebens. Inzwischen ließ er für seine ersten Hof- und Staatsbeamten grobe Bauernkleider fertigen, und es erging an alle der strenge Befehl, daß sie diese Kleider unweigerlich anlegen und ihm auf eine Bauernhochzeit im Gebirg folgen sollten. Da gab es trübe und schiefe Gesichter, und Mancher wollte wieder krank seyn; das aber half so wenig, als es entschuldigte. Der Herzog kam mit seinem Wenzel und zahlreichen Gefolge im Wirthshause an, und wurde mit Sang und Klang empfangen. Unserm Friedrich und dem Liechtensteiner gefiel der ländliche Jubel, nicht aber der übrigen Begleitung, von denen die meisten ein Pergamentblatt auf dem hölzernen Hochzeitteller jenes langen Tisches fanden, an welchem man sich niederließ. Ein solches Blatt musicirte so grell, daß den Empfängern, die sich ihres Dienstes entsetzt und zu namhaften Geldrück-

zahlungen verurtheilt sahen, die Ohren brummten, so zwar, daß ihnen kein hochzeitlicher Bissen schmecken wollte, und Einer nach dem Andern ganz demüthig sich fortschlich. Das wollte den treuherzigen Gebirgs- und Landleuten nicht eingehen, da rief der Herzog freudig: „Laßt euch dadurch nicht stören, daß alle diese so schnell Reißaus nehmen, die euch bisher ohne des Herzogs Wissen und Willen das Fett genommen haben. Ich, der Herzog, mein treuer Wenzel, den ich zu meinem Hofkanzler befördere, und diese wenigen Beamten, die es allein gut und redlich mit meinem Volk und mit mir gemeint haben, bleiben bei und von nun an ganz für euch. Diese Bauernjacke will ich als die schönste Zierde an meinem Herzogsstuhl aufhängen, und bei jedem Blick auf dieses ehrwürdige Kleid mir in's Gedächtniß zurückrufen, daß sie es war, die mir die Wahrheit erfahren ließ. Lange bin ich ein Jagd-, von nun an will ich ein Bauernfürst seyn. Vivat! es lebe mein braves Landvolk!"

„Vivat! es lebe unser seelenguter Herzog und Landesvater Friedrich!" so tönte es ringsum im Kreise der treuen

Oesterreicher-Bauern. Man hob himmelan die weinerfüllten erdenen Trinkkrüge, aber als man trank, da träufelten die himmlischen Thränenperlen der treuesten Ehrfurcht und der felsenfesten Liebe in's einfache Trinkgeschirr, und vermengten sich friedlich mit der goldenen Flüssigkeit der vaterländischen Weinrebe und lange Zeit noch, als der gute Herzog schon in's himmlische Fürstenthum eingegangen war, sprach man im ganzen Lande noch von der schönen, segenbringenden, ländlichen Hochzeit. —

XIV.

Pflichtentreue.

XIV.

PFLICHTENTREU' umfaßt das Leben
Heiter, gibt ihm höhern Werth.
Reiche Frucht belohnt ihr Streben,
Ueberall wird sie geehrt.
So der *indische Jasmin* *)
Da, wo sich ein Stab erhebet,
Froh der Blätter treues Grün
Und die Blüthen hinanwebet.

*) Lat. Gesiminium Indicum.

Pflichtentreue.

Deine Pflichten,
 Die dir zugewiesen,
Mußt verrichten,
 Dann wirst du gepriesen,
  Und es blüht in dir das schönste Gut,
  Die Zufriedenheit und froher Muth.

Das gute pflichtgetreue Kind.

Herr von Mairan hatte zwei Kinder. Eine dringende Angelegenheit nöthigte ihn, mit seiner Gemahlin das Vaterland auf lange Zeit zu verlassen. Beide waren innig für das Wohl ihrer Kinder besorgt, und übergaben deshalb die Kleinen der Leitung einer tugendhaften Frau mit der Bitte, sie nur von ihr begleitet oder unter der Aufsicht ihrer Muhme, der Frau von Orvigny, aus dem Hause zu lassen. Das älteste dieser Kinder, Ferdinand, war acht Jahre alt, Henriette, dessen Schwester, um ein Jahr jünger, doch bei Weitem besser geartet. „Wie unangenehm", sagte sie, „ist mir doch die Abreise unserer Aeltern! nun werd' ich nicht mehr das Vergnügen haben, mit dem Vater zu kosen oder mich mit meiner Mutter zu unterhalten; doch ich will in ihrer Abwesenheit recht tüchtige Fortschritte im Lernen machen, damit sie bei ihrer Zurückkunft mit mir recht wohl zufrieden

sind.“ — „Ich“, sprach ihr Bruder Ferdinand, „werde mir die Zeit, während die Aeltern nicht da sind, mit meinen bleyernen Soldaten vertreiben, und ich hoffe, daß Vater und Mutter mir neue mitbringen werden, da mein jetziger Vorrath mir nicht sonderlich gefallen will, und ich mich unmöglich immer damit unterhalten kann.“

Frau von Orvigny mußte in Geschäften eine benachbarte Stadt besuchen, und bald nach diesem erkrankte die Gouvernante der Kinder. Dieß nöthigte unser kleines Paar, im Hause zu bleiben, behagte aber Ferdinanden besonders schlecht, der auch nach einigen Sprüngen im Garten in den Saal zurückkehrte, sich eine Weile mit seinen leblosen Soldaten beschäftigte, sich halb heiser schrie, dann des Spielens überdrüssig auf ein Sopha taumelte, sich streckte, gähnte, einschlief und nicht gelaunter erwachte. Das war sein Tagewerk. Henriette dagegen wußte ihre Zeit ganz anders zu benützen, und war stets munter. „Wie kannst du nur immer zufrieden seyn?“ sprach eines Tages ihr Bruder; „hab' ich dich doch nie traurig gesehen ausser in dem Augenblicke,

da unsere guten Aeltern auf die Reise sich fortbegaben, und jüngst, als unsere Gouvernante so heftige Schmerzen litt." — „Und du, lieber Bruder", antwortete ihm das Schwesterchen, „bist selten gut gelaunt, und das betrübt mich; weißt du aber, warum du dich langweilst?" — „O der Grund ist klar", äusserte Ferdinand, „ich habe nicht so viele Soldaten, als ich wünschte, um zwei Schlachtreihen bilden zu können; und dann, ist es denn so gar nichts, daß man nicht ausser dem Hause spazieren gehen kann?" — „Nein, mein Freund!" fiel Henriette ein; „deine Langeweile kommt von etwas ganz Anderm her, als du sagst, von deiner Unlust, etwas zu lernen, zu schreiben, in einem nützlichen Buch zu lesen. Einmal woll't ich auch deine Lebensweise nachahmen, las kein Wort, lernte, arbeitete eben so wenig, und am Abende gefiel mir meine Puppe durchaus nicht; ich hatte keine Lust zu spielen, zu singen und im Hause herum zu laufen. Die Lehrerin sagte mir, ich hätte ein unartiges Aussehen, und die Mutter würde mir, wenn sie mich gesehen hätte, sicherlich keinen Kuß gegeben haben. Das hat

mir weh gethan, und ich nahm mir vor, vom nächsten Morgen an meine Zeit gut anzuwenden, weil ich nun einsehen gelernt, daß die ewige Kurzweil' zuletzt langweile."

Frau von Orvigny kehrte noch vor der völligen Genesung der Gouvernante zurück, und fragte diese sehr angelegentlich, wie die Kinder sich während ihrer Abwesenheit betragen hätten. „Ach — gnädige Frau!" antwortete die Kränkelnde, „welch ein Unterschied zwischen diesen Geschwistern! Wenn sie all' die Aufmerksamkeit, all' die rastlose Sorge hätten sehen können, die Henriette mir während der Krankheit bewies! Sie wollte das Haus nicht verlassen, um mir stets einen kleinen Dienst erweisen zu können, saß oft an meinem Bette, las mir die schönsten Stellen aus Gesang- und Erbauungsbüchern vor, lernte und erfüllte alle ihre Pflichten, ohne daß ich sie zu erinnern brauchte. Ferdinand dagegen kam selten in mein Zimmer, und machte, wenn dieß ja einmal geschah, mit seiner Trommel, mit seinem Wagen, worin seine Soldaten lagen, solchen Lärm, daß mir die Ohren gellten, und mein Uebel noch schlimmer wurde. Um

mir Ruhe zu verschaffen, suchte Henriette ihn dann zu einem Spaziergang in den Garten zu bewegen."

Frau von Orvigny überblickte die schriftlichen und sonstigen Arbeiten ihrer Nichte und bezeugte darüber ihre volle Zufriedenheit. Als sie hierauf auch Ferdinands Fortschritte prüfte, ergab es sich, daß er seit drei Monaten nichts gethan hatte. Er konnte nicht zwei Zeilen lesen, ohne zwei bis drei Fehler zu machen, und seine Schrift war im Einklang mit dem Uebrigen kaum leserlich. „So sehr ich", sprach jetzt die Muhme, „mit Henrietten zufrieden bin, so wenig kann ich es mit dir seyn, Ferdinand! Komm näher, liebe Nichte! du bist lange nicht aus dem Hause gekommen. Besuche mich zum Mittagessen, und heute Abend werde ich dich spazieren oder in die Komödie führen. Du aber, Junker Ferdinand, hast deine Zeit zu schlecht angewandt, als daß ich noch eine Aufforderung finden sollte, dir ein Vergnügen zu machen." Bei diesen Worten fing der Knabe zu weinen an, weil er zu Hause bleiben sollte, und jammerte so sehr, daß die Schwester von seinem Schmerze gerührt

wurde, und zu der Muhme sprach: „Mit Vergnügen würde ich Ihre Güte benützen, und mit Ihnen ausgehen; aber sehen Sie, wie mein Bruder so traurig und niedergeschlagen ist! Verzeihen Sie ihm, ich bitte." — „Das kann nicht seyn, mein liebes Kind!" erwiederte Frau von Orvigny. „Gut dann! so will ich, damit Ferdinand sich nicht gar zu sehr betrübt, ein ander Mal zu Ihnen kommen, und heute daheim bleiben, um ihn zu trösten." So lautete Henriettens Antrag. „Wie du willst", sprach die Muhme, und das edelmüthige Mädchen leistete ihrem Bruder Gesellschaft.

Frau von Orvigny, welche den Knaben als ein Leckermaul kannte, wollte versuchen, ob er sich wenigstens von diesem Fehler gebessert habe. Zu dem Ende brachte sie ihm eines Tages einen Kuchen, in ein Tellertuch gehüllt, auf sein Zimmer, mit dem Versprechen, ihm etwas recht Gutes zu schenken, wenn er fleißiger schreiben und den Inhalt des Tuches nicht berühren wollte. Sie legte den letztern auf den Tisch, und entfernte sich. Ferdinand befand sich jetzt allein, der gute Vorsatz, fleißig zu werden und sich etwas

Gutes zu verdienen, ward in seiner Brust lebendig. Er machte sich sogleich an's Schreiben; er hatte jedoch kaum ein halbes Blättchen überschrieben, als er schon über etwas nachsinnend, und bald darauf des festen Entschlusses ward, ein ander Mal die angefangene Schreibaufgabe zu vollenden, nun aber die Feder hinweg zu legen, und mit dem verhüllten Leckerbissen in eine nähere Bekanntschaft zu treten.

Henriette trat so eben in's Zimmer, Ferdinand erzählte dem Schwesterchen das Versprechen und das Verbot der Muhme. „Dessen unerachtet“, sprach er, „habe ich große Lust, diesen Kuchen zu kosten. Liebes Rickchen! komm, laß uns Jedes ein Stück davon nehmen.“

„Nein, lieber Bruder, darein werde ich nie willigen, und rathe dir auch, deine Hand ferne von dem zu halten, was dir vorerst noch zu kosten die Muhme verboten hat.“ So warnte das brave Mädchen.

„Aber dir hat es ja die Muhme nicht verboten“, fuhr Ferdinand fort.

Henriette erwiederte: „Wohl wahr, aber sie hat es auch

mir nicht erlaubt; zudem ist der Kuchen nicht mein, und darum würde es sich nicht ziemen, wenn ich davon essen wollte." Während das kluge, enthaltsame Mädchen diese Erklärung von sich gab, trat ein Dienstmädchen in's Zimmer, welches Henrietten zur Tante abrief, und Ferdinand befand sich neuerdings allein.

Da wurde neuerdings, und zwar heftiger denn zuvor, die Versuchung in ihm rege, den leckern Gegenstand zu untersuchen. Er betrachtete ihn von allen Seiten, hob ihn empor, die nicht ganz zugeschlossene Thüre knarrte, Ferdinand erschrack, und ließ den erhüllten Kuchen auf den Boden fallen. Das mürbe Backwerk zerstückelte durch den Fall; der lüsterne Knabe wußte oder glaubte vielmehr sich leicht helfen, und den ganzen Vorfall beschönigen zu können. „Das Ding ist buttermürbe, und ist's doch wahrscheinlich, daß es auch unter den Händen der Muhme sich zerbröckelt haben kann. Ja wohl — mürbe wie Butter und ganz delikat schmeckt der Kuchen; noch ein Trümmchen, und dann wollen wir Alles wieder dahin stellen, nud so zudecken, wie es vor wenigen Augenblicken da gestan-

den ist, wohin es lieb Mühmchen gestellt hat. Ist's fürwahr doch ein goldenes Sprüchelchen: Klugheit und List helfen zu jeder Frist."

So äusserte Ferdinand, und hüllte über den benaschten Kuchen das Tuch, und über sein ausgeübtes Vergehen die Decke der Beschönigung. Jetzt rief die gezogene Glocke zum Mittagsessen; ihr Schall machte Ferdinands Beine flink, und bevor man zwanzig zählen konnte, saß der kleine heißhungerige Gast schon auf seinem Stuhle, und ließ sich die aufgetragenen Speisen so wohl schmecken, als wenn mit ihm und dem Kuchen auf seinem Zimmer auch nicht das Mindeste vorgegangen wäre. Frau von Orvigny ließ jetzt den Kuchen zum Nachtisch bringen. „Was bedeutet dieß", rief sie erstaunt aus, „er ist zerbrochen und es fehlt ein Stückchen. Solltest du gewagt haben, Ferdinand?" — „Nein, liebe Muhme! ich betheuere Ihnen" — antwortete das Kind — stockte — und erröthete. „Und du, Henriette, du gingst in das Zimmer?" — „Ich habe mir da ein Buch geholt, und den Kuchen nicht angerührt." So das Mädchen.

„Bauen Sie auf Henriettens Wort, gnädige Frau!" unterbrach die Gouvernante das Gespräch; „ich sehe aber, daß Ferdinand heute zu gleicher Zeit ungehorsam, ein Lecker und Lügner ist." — „Das mißfällt mir gar sehr"; sprach Frau von Orvigny, „und meine Pflicht zwingt mich zu strafen, und zwar heute doppelt zu züchtigen. Du, Ferdinand, wirst von diesem Kuchen, von dem du unerlaubter Weise genascht hast, nichts bekommen. Henriette erhält ihn ganz, und wird sich die Hälfte auf Morgen aufheben. Sodann benachrichtige ich euch, daß eure Aeltern morgen hier anlangen werden. Ich denke ihnen zeitlich entgegen zu fahren, und hatte die Absicht, euch beide mitzunehmen; ich muß jedoch dieselbe in Hinsicht Ferdinands ändern. Ich sehe, daß meine Worte Eindruck auf dich gemacht haben, und bemerke es deutlich, daß dein schuldbelastetes Gewissen dir eine derbe, jedoch heilsame Strafpredigt hält. Wer da etwas verbrochen hat, schreibe es sich selbst zu, wenn er die verdiente Bestrafung erleidet, und in der Absönderung und Zurückgezogenheit drie Gelegenheit findet, den begangenen Fehltritt einzusehen

und sich zu bessern. Ferdinand! du hast gestern und heute Fehler auf Fehler gehäuft, und siehst es selbst ein, daß du Strafe verdient hast. Sie bestehe darin, daß du dem Vergnügen entsagest, deine Aeltern um einige Augenblicke früher zu sehen, als Schwester Henriette. Sie allein wird mich nun begleiten."

So mahnte und diktirte Frau von Orvigny. Ferdinand brach in lautes Weinen aus, hoffte aber dennoch, seine Schwester werde auch dießmal so gut seyn, und bei ihm bleiben. Er täuschte sich. —

„Wenn es sich nur darum handelte", sprach die Schwester, als sie mit dem Bruder allein war, „spazieren oder in's Theater zu fahren, so wollt' ich gern bleiben, um dich zu erheitern; so gilt es aber, die Aeltern zu sehen, und dieses Vergnügen kann ich dir unmöglich opfern; doch thut es mir leid, daß ich dich so betrübt sehe. Nimm den ganzen Kuchen, lieber Bruder! Die Muhme hat mir ihn geschenkt, und so kann ich damit anfangen, was mir gefällt."

„Ich danke dir, liebe Schwester! Ich sehe, daß du's

recht gut mit mir meinst; ich seh' es auch ein, daß ich die Strafe verdient habe, die mir die Muhme auferlegt hat, und ich will sie mir in der Absicht, mich zu bessern, zu Herzen nehmen." So sprach Ferdinand, und zog sich auf sein Zimmer zurück.

Gegen Abend des folgenden Tages kamen die Aeltern an, und dem Ferdinand ward ein kühler Willkomm, da sie durch die Muhme von seiner Trägheit und von seinem üblen Betragen während ihrer Abwesenheit Kenntniß erhalten hatten. „Wir haben dir Spielsachen mitgebracht", sprach die Mutter zu Ferdinand, „doch bekommst du sie nicht eher zu Gesicht, als bis du dich änderst. Für dich aber, meine Henriette, sind hier Bücher und Bilder, mit denen du dich vergnügen, und einige Puppen, mit welchen du deine Freundinnen beschenken kannst. Du verdienst diese Geschenke, denn du warst fleißig und brav und hast so getreu die Pflichten erfüllt, die das Leben dir auflegt."

Zufrieden und froh dankte Henriette der Mutter tausendmal, und Ferdinand sah beschämt zur Erde und trauerte.

Er sah nun den Unterschied zwischen sich und seiner Schwester ein, nahm den erhaltenen Vorwurf zu Herzen, besserte sich und hielt getreu den sich selbst feierlich geleisteten Schwur, fleißig und brav zu werden und in der Erfüllung seiner Pflichten der guten Schwester Henriette nachzufolgen.

Zwar fiel es ihm anfänglich schwer, sich an die Arbeit zu gewöhnen, allein in der Folge wurde ihm das Lernen so angenehm, daß er, weit entfernt, dieß nur der Spielsachen wegen zu thun, in der Thätigkeit wahres Vergnügen fand. Als die Aeltern diese glückliche Umwandlung gewahr wurden, liebten sie ihn eben so zärtlich als seine Schwester, und gewährten ihm allerlei Vergnügen. Er brauchte nun nimmer zu lügen, um seine Fehler zu verbergen, und Heiterkeit glänzte den ganzen Tag auf seinem Gesichte. Henriette nahm an allen Freuden ihres gebesserten Bruders innigen Antheil, und dieser gab ihr den schönen Namen, dessen sie vollkommen würdig war: Die gute pflichtgetreue Schwester.

XV.

Redlichkeit.

XV.

Redlichkeit und bied'rer Sinn
Stehen fest im Menschenleben,
Blicken zu den Höhen hin,
Wo den lohnenden Gewinn
Segnend Engelhände geben. —
Ihnen gleicht die edle Pflanze,
Die im reinen Sonnenglanze
Auf der hohen Alpe grünt,
Festen Wachsthum hier gewinnt,
Mild geschirmt von Gottes Hand,
Benedictenwurz *) genannt.

---

*) Carduus benedictus, im Deutschen auch gesegnete Distel genannt.

Redlichkeit.

Sei redlich, und vergreif dich nicht
An fremdem Gute.
Mit treuem Muthe
Gib und mit fröhlichem Gesicht,
Was du gefunden, schnell zurück;
Dann lohnt dich reines Erdenglück.

Der gefundene Ohrenring.

Die nun höchstselige Königin Louise, die angebetete Landesmutter des treuen Brennenvolkes, besuchte im Sommer 1804 das herrliche Mineralbad bei Wonsiedel, welches den Namen trägt: Das Alexandersbad. Die Hocherhabene war so eben von einem Spaziergange zurückgekommen, den sie in Begleitung einiger Kammerdamen auf die nahe zauberreiche Felsen-Anhöhe vorgenommen hatte, die nun den mild klingenden Namen der Verewigten führt. Da gewahrte sie vor dem Eingang in's Badgebäude einen ärmlich, jedoch reinlich gekleideten Knaben, der einen mit Brillanten reich besetzten goldenen Ohrring in der rechten Hand hielt, und unter einer höflichen Verbeugung die eintretenden Damen fragte, ob nicht eine derselben diesen Ohrring, den er vor ungefähr einer Stunde beim Eingang auf die Luxburg*)

*) So hieß die herrliche Felsenanhöhe ehedem von der Schloß-Ruine.

gefunden, verloren habe. Die hochedle Regentin erkannte den vorgezeigten Fund als ihr Eigenthum, welches ihr durch das von der etwas rauh wehenden Morgenluft verursachte Gerüttel des Sommerhuts vom Ohre abgelöset worden war. Sie nahm den Ring zu sich, und ließ den kleinen Finder desselben, dessen Redlichkeit man allgemein bewunderte, in ihr Zimmer kommen. Hier erfuhr sie aus dem Munde des Knaben, daß sein Vater, ein königlich preußischer Unterofficier, schon vor 10 Jahren, seine Mutter aber erst vor drei Monaten gestorben sei, und er als Waise bei einem armen Mauerergesellen sich aufhalte, dem er manchmal bei der Arbeit an die Hand gehe, wofür er einiges Essen erhalte u. s. w.

„Guter, armer Junge! sag' mir, wozu hast du Lust, oder, was willst du werden?" So sprach liebreich und sanft die erhabene Königin.

„Ich will nichts anders werden, als was mein nun seliger Vater war, Soldat. Der bin ich eigentlich schon mit

die diesen Namen schon in grauer Vorzeit trug. Jetzt heißt sie, wie gesagt: Die Louisenburg, oder Louisen-Anhöhe.

Leib und Seele; denn ich kann das Exerciren vom Grund aus, und möchte jetzt schon als Tambour meinem guten König dienen."

Solches sprach der schöne redliche Knabe mit einer Innigkeit und Begeisterung, die der guten Königin und ihren Kammerdamen die Thränen der herzlichsten Rührung in's Auge zauberte. Friedrichs königliche Gemahlin drückte dem Kleinen die Hand, ließ ihn kleiden, und nahm denselben in ihrem Gefolge mit nach Berlin. Hier kam der redliche Junge in ein Militär-Erziehungshaus, und ist nun königlich preussischer Artilleriehauptmann, der sich so sehr im Felde ausgezeichnet hat, daß gegenwärtig drei Ordensbänder das schöne Kleid der Ehre zieren, womit die Heldenbrust eines Mannes umhüllt ist, die stets, wenn der sanfte Name Louise tönt, in den sichtlichen Empfindungen der unauslöschlichen Ehrfurcht und des feurigsten Dankes emporwallt.

XVI.

Standhaftigkeit.

XVI.

Standhaft und *beharrlich* mußt
An dem Glanz des Guten hangen,
Tugend als die reinste Lust
Dieses Erdenseyns umfangen.
So nur kannst du deinem Leben
Jene volle Blüthe geben,
Die ihr schönes Farbenlicht
An das Reich der Wonne flicht. —
Schau' die *Ringelblume* an;
Wenn des Tages Gluthes nah'n,
Wendet sie ihr Angesicht
Und der Farbe festes Licht
Stets im treuen Ring dahin,
Wo der Sonne Strahlen glüh'n.

Standhaftigkeit.

Standhaftigkeit in den Gefahren,
An die sich Muth und Einsicht paaren,
Du bist ein Granitfels im Meer.
Die Wellen brausen hin und her,
Und suchen mit vereinter Macht
Den reinen Fels zu untergraben;
Doch er steht fest in hoher Pracht.
Die schwanken Wassertöchter haben
Vergebens alle Müh' verschwendet.
Und muß der tolle Wind entfliehen,
Dann ist der Wellen Thun geendet:
Ohnmächtig müssen fort sie ziehen.

A.

Turins Retter.

Nicht leicht hat zu jeder Zeit, wo es ehrenvollen, jedoch gefährlichen Unternehmungen galt, eine Nation an entschlossenem Muth und an heroischer Standhaftigkeit so sehr sich hervorgethan, wie die deutsche. Aus unzähligen, des ewigen Nachruhms würdigen Beispielen nur eines, welches aber, wie ein Stern erster Größe in den Jahrbüchern der deutschen Geschichte glänzt.

Viktor Amadeus, Herzog von Savoyen, hatte im spanischen Successionskriege die Parthei der Franzosen, die ihn mit leeren Versprechungen getäuscht, verlassen und sich der Sache des deutschen Kaisers Leopold I mit einer standhaften Treue angeschlossen, die bei allen Völkern um so mehr die lauteste Bewunderung erregte, als der hohe Bundesgenosse des Herzogs für Savoyen, das von den Franzosen überfallen

wurde, nur sehr wenig thun konnte, weil die kaiserlichen Truppen hinlängliche Arbeit in Deutschland und in Oberitalien fanden. Schon waren volle 3 Monate verflossen, seit Turin, Savoyens feste Haupt- und Residenzstadt, von einem französischen Kriegsheere sich belagert sah, welches 80,000 gutgerüstete Streiter und mehr als das erforderliche Belagerungsgeschütz zählte. Dessen ungeachtet waren die Franzosen immer noch weit von dem Ziele fern, das sie zu erreichen strebten. Ihre einzige Hoffnung, in das wohlbefestigte Turin einzudringen, beschränkte sich auf einen etwas seichten Graben, der von einer Schanze vertheidigt wurde, die man der Form gemäß, den halben Mond nannte. In diesen Graben warfen die Belagerten zur Nachtzeit Feuer in das aufgehäufte Brennmaterial, um hier den Feind abzuhalten. Da dieses Feuer keinen wiederholten nächtlichen Besuch erlaubte, so ward von den Franzosen am hellen Mittage auf den halben Mond und den Wallbruch, so unvollkommen dieser auch war, und so nachdrücklich die Schutzbatterien der Belagerten noch feuern konnten, ein Hauptsturm verordnet. Muthvoll drangen die

Franzosen theils auf Leitern, theils über die Ruinen ein, eroberten den halben Mond, kamen durch den Wallbruch und standen am Ziele. Aber wie früher, so stieß auch diesmal die Tapferkeit der Belagerten sie zurück. Zwei deutsche Regimenter nebst der savoy'schen Leibgarde fochten im letzten Abschnitte mit unbezwinglichem Muthe, ihr Feuer fiel den Stürmern unausstehlich, es schmetterte sie vom Wall und Aussenwerk hinab. Zum zweitenmal in den Kampf getrieben, brachen sie nochmals ein, kamen über Haufen blutender Leichname nochmal zum Ziele, aber eine Mine, welche in diesem Augenblicke, da wo der Andrang am heftigsten war, mit verheerender Wirkung sprang, brachte sie in Unordnung und Flucht.

Alle Heldenthaten, welche von beiden Seiten an diesem Tage geschehen waren, sollten in der darauf folgenden Nacht durch die That eines Einzigen verdunkelt werden. War das Feuer, welches die Belagerten jede Nacht im Graben anzündeten, dießmal unterblieben, oder war es verlöscht; genug, ein Haufe von einigen Hundert französischen Grenadiers schlich sich unbemerkt durch den Graben am halben Mond vorbei

nach der Pforte eines bedeckten Ganges, der in das Innere der Festung führte. Nach kurzem Gefecht überwältigten sie die Wache, fingen an die Pforte einzuschlagen, und standen im Begriffe, der Gallerie sich zu bemächtigen. Eben befand sich ein deutscher Soldat mit seinem Hauptmann in der Mine, welche für einen solchen Fall zur Sprengung des Ganges unter demselben angelegt, aber zur Entzündung noch nicht ganz bereitet war. Der Deutsche hört in dem Mordkeller das unterirdische Getös, er weiß, daß dieser Punkt schwach besetzt und ohne ein schnelles Mittel der Platz verloren sei. Augenblicklich ist sein Entschluß gefaßt. „Retten sie sich!" sprach er zum Officier. „Sagen Sie dem Gouverneur, daß ich Weib und Kinder in Deutschland habe. Ich, ich bleibe und zünde an." Kaum hatte der Hauptmann sich entfernt, als der deutsche Held, ohne Grauen vor dem gewissesten Tode, Feuer in die Mine warf, welche in diesem Augenblick ihn und die Feinde zerschmetterte, und hierdurch allein ward Savoyens Hauptstadt Turin von dem Uebergang in die Hände des Feindes gerettet.

Als bald darauf der kaiserliche Feldmarschall, Prinz Eugen von Savoyen, dieser unsterbliche Kriegsheld, zu Turins Entsetzung mit 30,000 Mann, die fast lauter Deutsche waren, heranrückte, und mit dieser geringen, aber tapfern Heeresabtheilung, die noch in 79,000 Mann bestehende Armee der Franzosen auf's Haupt schlug, und die Festung Turin auf die glorwürdigste Weise entsetzte, da berichtete der General Graf Daun, Turins Gouverneur, die standhaft vollbrachte Heldenthat des deutschen Soldaten dem erhabenen Oberfeldherrn. Helle Rührungsthränen glänzten in Eugens geistigen Augen, als er eine Handlung vernahm, die von der höchsten Geistesgefaßtheit und Herzensgröße eines Mannes zeugte, dessen ruhmgekrönter Familien-Name leider nicht auf die verehrende Nachwelt gekommen ist. Prinz Eugen legte dem Gouverneur seine volle Börse in den Hut, die anwesenden Generäle und Kriegsobersten folgten, reichliche Geschenke anfügend, das größte Geschenk aber reichte Herzog Viktor Amadäus, indem er der Wittwe und den Kindern des so glorreich sich hingeopferten deutschen Kriegshelden

den lebenslänglichen Kriegsgehalt eines Gardehauptmanns verabfolgen ließ.

B.

Standhafter Heldenmuth der Montenegriner.

Das tapfere Bergvolk der Montenegriner, dessen Ländchen an die österreichischen Staaten gränzt, hat stets der Despotenmacht des türkischen Reiches getrotzt und ward nie unterjocht. Seine heldenmüthigen Auszeichnungen sind wunderbar und in der That des verewigenden Ruhmes würdig. Durchgehen wir nur ein Jahrhundert, und wir treffen erstaunungswürdige Thaten.

Im Jahre 1711 schlugen die Montenegriner das 40,000 Mann starke Heer des Sultans und tödteten 6000 Mann.

Im Jahre 1740 wurde ein gleich starkes türkisches Heer von den Montenegrinern eingeschlossen und erlitt einen Verlust von 700 Mann.

Im Jahre 1722 bis 1732 schlugen sie zwei große türkische Armeen auf's Haupt und tödteten 9000 Mann.

Im Jahre 1733 besiegten sie den Bassa von Rumelien und tödteten in einer Mordschlacht 18,000 Mann. — Die Familie Teekallowich, welche allein 500 Mann stellte, hat sich so furchtbar gemacht, wie weiland die 300 alten römischen Fabier.

Im Jahre 1756 rückte der Seraskier Amurath Bassa mit 80,000 Mann gegen sie; allein sie verwundeten den Anführer tödtlich, brachten den größten Theil seiner Officiere um, und tödteten 40,000 Mann.

Im Jahre 1768 wurden sie von zwei türkischen Armeen, die zusammen 150,000 Mann zählten, überfallen; die kleine

Heldenschaar ließ sich in ein achttägiges Gefecht ein, und trieb das türkische Heer in die Flucht. Im Kampfe sanken 9000, ertrunken sind 47,000 Mann. Die tapfern Montenegriner sind daher Ursache, daß die Türken in einem Zeitraum von 57 Jahren 136,000 Streiter verloren.

XVII.

Verschwiegenheit.

XVII.

Verschwiegen mußt du seyn, wenn man
Dir Wichtiges vertraut,
Gerühmt wird Jener laut,
Der dulden und doch schweigen kann. —
Sieh! in der tiefen Winterhüll'
Sternhyacinth *) begraben liegt;
Er regt sich nicht, und schweiget still,
Jedoch in seinen Blicken wiegt
Das Frühlingslüftchen sich bequem,
Und säuselt kühl und angenehm.

---

*) Hyacinthus stellatus caeruleus.

Verschwiegenheit.

Schweig', und könntest selbst durch Reden
Deinen Gegner du befehden,
Und den Untergang ihm bringen.
Auf des Segens lichten Schwingen
Hebt sich jene edle That,
Die erwiesen Gutes hat
Dem, der Andere gekränkt.
So wie jede Tugend schenkt
Namenlose Seelenfreud'
Schonende Verschwiegenheit.

Vielfältig wirft man es dem zarten schönen Geschlechte vor, es habe unter andern schwachen Seiten auch diese, daß es nicht leicht eine ihm anvertraute Sache von Wichtigkeit verschweigen könne. Zwar könnten wir jene halb und halb griesgrämigen Männer, die so etwas von sich auszustoßen unartig und auch feindselig genug sind, auf eine ruhmbekränzte Nation hinweisen, die einst die Frauen deßwegen als Rathsmitglieder aufnahm, weil sie sich durch eine musterhafte Verschwiegenheit ausgezeichnet hatten; wir beugen aber von der Vorwelt ab, und holen aus dem Gebiete der neuesten Tagesereignisse eine Handlung hervor, die ein damals noch nicht 15jähriges Mädchen beging, eine Handlung, welche um so verehrungswürdiger erscheint, als beobachtete Verschwiegenheit dem das Leben rettete, der die edle tugendhafte Jungfrau und dessen alternden Vater früher unschuldig gekränkt hatte.

Der Policeidirector B**** war von seiner höchsten Staatsregierung in's gebirgige Gränzland geschickt worden, um in einer einfachen Vermummung dort den Stand und

die Stärke des Feindes auszukundschaften. Der Beamte richtete sein Geschäft zur vollen Zufriedenheit des vaterländischen Armeekommandanten aus, versäumte sich aber bei einer neuerdings vorgenommenen Bereisung der feindlichen Provinz so sehr, daß die gegnerische Heeresabtheilung früher in's flache Land, das dem Monarchen des Kundschafters angehörte, hereinbrach, bevor Herr B**** heraus- und sicher wieder in die Residenzstadt zurückkommen konnte, von welcher er ausgegangen war. Mit aller Vorsicht erreichte er Nachts 10 Uhr ein vaterländisches Dorf, schlich sich in eine Scheune, und ließ den Gastwirth kommen, den er sehr wohl kannte. Dieser entdeckte dem sogleich im einfachen Bauerngewand erkannten Policeidirector, daß das ganze Dorf, so wie die Gegend ringsum von Feinden besetzt und die allgemeine Nachfrage der Officiere und Soldaten nach einem Spione sei, den man ganz so beschrieben habe, wie gegenwärtig Herr B**** aussähe. Dieser erschrack nicht wenig, und bat den Gastwirth mit erhobenen Händen, daß er ihn, da an gefahrloses Durchkommen bei den gegenwärtigen Umständen gar

nicht zu denken sey, in so lange versteckt halten möchte, bis der Feind entweder wieder in's Gebirg zurückgedrängt, oder weiter in's flache Land vorgerückt sey. „Das bin ich nicht nur Ihnen, der Sie mein Landsmann sind, sondern auch meinem Landesfürsten selbst und meinem Vaterlande schuldig", erwiederte der brave Wirth. „Mit dem Platz aber wird's klemm hergehen. Im Hause und wohl auch im Dorfe können und dürfen wir Sie nicht behalten; denn unter 368 Einwohnern dürfte es doch einen schiefdenkenden geben, und dann — nicht alle Leute vermögen zu schweigen, Sie verstehen mich schon — auch wohnt in meinem Hause ein Major, und morgen früh ist sogar die ganze Gemeinde zu mir bestellt, weil sie der fatale Major ins Examen nehmen will, Sie verstehen mich wohl, Herr Direktor!"

„Schweigt, lieber Mann, um's Himmelswillen schweigt vom Direktor — es dirigirt sich nichts in solchen fatalen Verknüpfungs-Umständen, wie ich mich jetzt befinde. Erwischt mich der Feind, so macht er mit dem Direktor eine Erektion, d. h. man befördert mich höher, als ich je ge-

wünscht habe, und zwar schnurgerade an's Galgenholz. Ihr seht, ich kann sogar noch witzig seyn; indessen ich verlasse mich auf Euere Hülfe, biederer Landsmann, und will's Euch und allen denen lohnen, die euch beihelfen, wenn ich mit heiler Haut davon und wieder an mein Policei-Direktionstischlein komme."

So Herr B****. Der Gastwirth erklärte nun, daß er keinen bessern und mehr gesicherten Platz wisse, als die sogenannte Bärenschlucht im nahen Gehölze —

„Und wenn es die Teufelsschlucht ist und ich darin nur vor den degenbewaffneten Jägern gesichert bin", meinte der Policeidirektor. „Wir Policeigewalthaber müssen ja ohnehin oft dem bösen, arbeitscheuen Gesindel so unmanierlich wie leibhafte Bären auf den Leib gehen, wenn wir so recht unsere Amtspflicht behandthieren wollen. Komm' ich jetzt in — und — Gott geb' es, bald wieder aus der Bärenschlucht, so hab ich einmal recht meisterlich in meinem Territorio gehauset."

„Euer Gnaden könnten, so viel ich sehe, noch Spaß

treiben, und wenn schon der feindliche Kronprofoß mit seinen ehrenfesten Strickgesellen hinter Ihnen stände", fiel der Wirth ein. „I nu! ich lobe mir einen solch rosenfarbenen Humor. Man kommt damit weiter, als mit allen trübseligen Armensünder=Mienen."

Der Monsieur Gastwirth zum blauen Hecht führte nun den, welcher sich freiwillig in sein Netz eingeliefert hatte, in die fatale Bärenschlucht ab, wo ihm aus Baumlaub ein Lager zubereitet wurde. „Eine Decke und wohl auch ein Kopfkissen schicke ich schon und auch etwas zu beißen und zu schlürfen." So der Wirth.

„Letzteres vor allen Dingen; denn in meinem ausgehungerten Magen rumort's so entsetzlich, als wäre darin bereits eine Schwadron feindlicher Strickreiter mit Stiefel und Spornen eingezogen."

So witzelte der Eingeschlossene, der blaue Hechtenwirth aber empfahl sich, hielt jedoch dem ausgehungerten armen Direktor in der Bauernjacke als ein redlicher Bauernwirth das gegebene Wort; indem er, bevor ein halbes Stündchen

verschloß, den heimlich versteckten Kundschafter mit einer tüchtigen Schöppskeule, mit einem halben Laib Brod und mit einer Flasche Bier bewirthete, und ein Kopfkissen und zwei wollene Decken mitbrachte. „Euer Gnaden verzeihen gütigst — ich habe meiner Six nicht mehr, als das Wenige, was ich Ihnen zum mitternächtlichen Imbiß vorsetze. Die Einquartirung hat mit einer wahrhaft feindlichen Unbarmherzigkeit auf die vielen Speise=Vorräthe, die ich hergerichtet, eingehauen; morgen aber soll die Mittagstafel schon besser ausfallen; müssen wir doch, um zu schlachten und zu sieden und zu braten, die ganze Nacht aufbleiben, wenn es nicht laut kreischende Notenhiebe geben soll — Sie verstehen mich schon."

Der Hechtenwirth gestikulirte ganz possierlich mit der wie zu Haselsteckenhieben aufgehobenen Hand, als er dieses sagte.

„O — ich verstehe!" — stotterte der mit Ablösung der Schöppskeule emsig beschäftigte Direktor — „das verstehen die rohen Marssöhne trefflich; aber woher es der Quartier=

träger nimmt, darum bekümmern sie sich so wenig, wie der Fuchs um die Eier, wenn er in den Hühnerstall einbricht und die schwache Henne und den angstvoll gackernden Hahn unbarmherzig zusammenwürgt. Doch — sieh da! ich ereifre mich so eben wider das eßbegierige Soldatenvolk, und thue schnurgerade das, was ich an demselben ausstelle, indem ich über Knall und Fall diese ziemlich große Nahrungskeule abzause, ohne mich zu bekümmern, woher sie mein liebreicher Hauswirth für seine Einquartirung in der Bärenschlucht genommen hat."

„Euer Gnaden schmeckt's so ziemlich, wie ich sehe", fiel der Gastwirth schmunzelnd ein. „Das freut mich, und ich will schon sorgen, daß es Ihnen in dem fatalen Versteck da nicht an den ersten Nothwendigkeiten des menschlichen Lebens fehlen soll."

„Thu' mir das, lieber Landsmann!" — äusserte der noch immer essende Direktor; du sollst nicht nur recht honorable Bezahlung, sondern sogar, wenn ich mit Gottes Beihülfe wieder zur policeiamtlichen Aktivität gelange, ein Lob-

gedicht erhalten, worin dich der erste Volkdichter als den vom Himmel gesandten mildthätigen Raben des neuen Testaments preisen soll, der dem in der Bärenschlucht versteckten Spion das tägliche Brod gebracht hat. Das muß ich dir aufrichtig sagen: ich habe zeitlebens bei mancher Excellenz gespeist, wo es hoch herging, wie an der Speisetafel des dritten Himmels, den der heilige Apostel Paulus im Geiste sah; aber so excellent hat mir weder Gebackenes noch Eingemachtes geschmeckt, wie die delikate Keule da, die du mir vor einem Viertelstündchen aufgetischt hast."

„Prost't die Mahlzeit — und gute Nacht! denn ich muß nun gehen. Der Major und Adjutant sind noch vogelmunter, und fast keine Viertelstunde vergeht, wo nicht Patroullen und Ordonanzen ankommen und wieder nach allen Himmelsgegenden abgehen. Sie müssen's nöthig haben;" meinte der Wirth.

„Das alles gilt sicher meiner Wenigkeit" erklärte der Direktor. „Die Spürhunde haben mich ausgewittert, wie ich bereits gestern merken konnte; indessen hoffe ich, daß der in

der dunklen Bärenschlucht versteckte Hase ihnen doch mit Haut und Haar entschlüpfen und ihnen noch manches lustige Männchen vormachen soll. Gute Nacht, lieber Landsmann!"

Der Wirth nahm bis auf weiteres Abschied, und unser Direktor einen tüchtigen Schluck Braunbier zu sich, wornach er sich auf sein Blätterlager niederließ, den weidlich mit Kost ausstaffirt wordenen Leib in die wärmenden Decken einhüllte, und sanft und sorgenlos bis zum hellen Morgen fortschlief, unwissend, was inzwischen seiner, dem Feinde gewichtig gewordenen Person wegen, im nahen Wirthshause abgehandelt wurde.

Hier standen im sogenannten Tanz- und Hochzeitsaale der Major und der Adjutant, und die herbeigerufenen Dorfeinwohner, groß und klein, alt und jung, männlichen und weiblichen Geschlechts vernahmen eine männliche Personsbeschreibung, die der Adjutant vorlas, und die genau die Größe, Gestalt und die Kleidung des in der Bärenschlucht einquartirten Direktors bestimmte. Die Anwesenden wurden wiederholt gefragt, ob ihnen kein also gestalteter und geklei-

deter Mann aufgestoßen und wo allenfalls der Aufenthalt desselben sey. Der Major zählte nun aus einer Geldschatoulle zwei Reihen Goldmünzen auf den mit einer Steinplatte belegten Tisch hin. „Seht hieher, ihr guten Leute!“ sprach mit einem listverschanzten Lächeln der Stabsofficier. „Hier liegen 50 — und hart daneben 100 Chremnitzer Dukaten. Die 50 da bekommt Jener, der den beschriebenen Mann uns anzeigt, welcher sich durch einen sachgewandten Gewaltstreich um unsere Armee ein gewisses Verdienst erworben hat, weßwegen er mit den andern 100 Dukaten belohnt werden soll. Ihr seht, daß hier ein gutes Werk vollbracht und nebstdem noch ein ansehnliches Trinkgeld verdient werden kann.“

Die Dorfsleute blickten sich einander und hierauf die schönen, lieblich blinkenden, runden, leblos daliegenden Gold-*)

*) Ich entnehme diese witzige Definition dem Munde eines millionenreichen, nobilitirten hebräischen Wucherers, der es vom Zwerchsacke zum Besitze bedeutender Landgüter gebracht hat.

und Gewaltkäfer an, und versprachen, alles mögliche aufzubieten, um den wackern Mann, der so reichlich belohnt werden sollte, aufzufinden.

Wir sehen, daß der Major ein verschlagener Kopf war, wie man zu sagen pflegt; indessen so listig er's auch anlegte, unsern verkappten Beamten in's Garn zu bringen, so schlug doch sein ganzes Vorhaben fehl, wie wir bald hören werden.

Kaum war das Haus von Leuten leer, und auch das einquartirte Officier=Paar beim Frühstück, als der biedere Wirth an seinen geheim in's Quartier aufgenommenen Elias gedachte, der Kellnerin, einem rüstigen 16jährigen Mädchen, zuwinkte, und in der Küche ihr einen mit warmem Bier gefüllten Topf und zwei Milchbrode behändigte, und die Weisung anfügte, wohin sie es zu tragen habe. „Aber — Suse! du mußt gegen Jedermann, so lieb dir dein und eines andern Menschen Leben ist, reinen Mund halten. Verstehst du mich?" So tönte des braven Wirthes freundliche Ermahnung.

„Herr! Ihr wißt ja, daß ich kein Kind mehr bin", äusserte Suschen, und ging mit dem ihr behändigten Frühstücke ab.

Suschen war, wie allbekannt, ein herzhaftes Mädchen; im Dorfe aber, durch welches der Weg führte, schwärmten die feindlichen Soldaten herum, die in schöne Mädchenaugen zwar anfangs freundlich, doch wenn diese widerstehende Blicke schoßen, mit soldatischem Ungestümm zu gucken pflogen. „Zudem soll ich das Frühstück da einem Mannsbild bringen, das ich gar nicht kenne, nicht wissen kann, — ob — Nein! das geht nicht! ich ersuche den Vater, daß er mit mir geht; so kommt's schicklich und ehrsam heraus."

So lautete das Selbstgespräch unsers klugen keuschen Landmädchens, und der besuchte Vater nahm keinen Anstand, sein Suschen in die Bärenschlucht hinaus zu begleiten.

Beide traten ein, und da es schon heller Tag war, so sahen und erkannten sie den darin Hausenden auf der Stelle, und zwar wohl hauptsächlich deßwegen, weil derselbe

erst vor wenigen Monaten mit ihnen etwas zu thun gehabt hatte.

Auch der Direktor erkannte den ländlichen Leinweber und dessen Tochter sehr wohl, ward jedoch äusserst verlegen und wünschte die im Ganzen mehr schöne als häßliche Frühstücksspenderin nebst ihrer Begleitung 10 Meilen von sich weg.

Eine sekundenlange Stille herrschte, die jedoch nun durch die seelenvolle Rede des braven Suschens unterbrochen ward: „Gnädiger Herr!" sprach das gute Landmädchen, „ich sehe, daß es Ihnen nicht lieb ist, nach einem Auftritt, der zwischen Ihnen und uns vorgegangen, mich und meinen Vater zu sehen. Wir sind zwar arme Leute, meinen es aber gut, und haben das längst vergessen, was Sie uns, wohl hauptsächlich auf Anstiftung des boshaften Policeidieners, in der Stadt drinnen angethan haben. Wir wollten nicht hausiren gehen, als wir in der Früh das Wirthshaus verließen, worin wir Nachtherberge gefunden; nein, Gott behüte, das ist ja verboten, und so etwas erlauben sich nur die schamlosen Juden, nicht aber ehrliche Christenleute. Die F**** Brauers-

frau hatte die Leinwand bestellt, dahin wollten wir sie tragen." „Ja wohl, gnädiger Herr Direktor!" fiel der Leinweber treuherzig ein, „das wollten wir; da begegnete uns ein Policeidiener, besah die Leinwand, die ihm zu gefallen schien, und fragte, was die Elle kosten möchte." Ich sagte: „die Leinwand ist schon bestellt; er aber drang darauf, ich sollte ihm für Geld und gute Worte 4 Ellen abschneiden zu einem Brauthemd, weil er im Begriffe stehe, zu heirathen. Das konnt' ich nun nicht, da ward der Mann auf einmal heftig und — —"

„Und" — fiel der Direktor ein, Ermuthigung fassend, „arretirte euch, im Verhöre vorgebend, er habe euch auf dem Hausirhandel ertappt, der, wie ihr wißt, scharf verboten ist. Ich glaubte dieser, wie ich nun aus Eurer aufrichtigen Erklärung deutlich sehe, falschen Anzeige, und ließ euch 48 Stunden bei Wasser und Brod einsperren. Doch ich will das Ganze, wenn ich in die Stadt zurückkomme, noch einmal, und zwar streng untersuchen, und Euch volle Genugthuung verschaffen. Bis dahin bitt' ich Euch um Ver-

gebung, und hoffe nicht, daß Ihr Eure Hände in meinem Blute waschen werdet."

„I — behüte uns Gott dafür, gnädiger Herr!" sprach Suschen weichherzig. „Bei uns heißt's", fuhr sie fort, „vergessen und vergeben versüßt das Menschenleben. Ja, hören Sie nur! Sie sind doch der Mann, von dem uns vor einem halben Stündchen die Officiere eine Beschreibung vorgelesen haben. I — du lieber Himmel! uns freut es kindisch, daß wir es sind, die Ihnen zuerst die fröhlichste Botschaft in der Welt zubringen können. Warum halten Sie sich denn in dem abscheulichen Loch da versteckt? Kommen Sie heraus, kommen Sie mit uns in's Wirthshaus. Man will Ihnen 100 baare Dukaten auszahlen; wofür? das wissen wir so eigentlich nicht; aber das schöne Geld haben wir bereits gesehen; es liegt sicher noch auf dem Tisch im Tanzsaal aufgezählt da. Kommen Sie stracks, gnädiger Herr!"

Der Leinweber bestätigte jetzt in Allem die Aussage seiner Tochter und nahm gleichfalls einen unverhüllten freudigen Antheil an der sogenannten Freudenpost.

Der Direktor aber äusseree eine sichtliche Bangigkeit, und nachdem er den guten Leuten alle Gefahren, die seiner Freiheit und wohl auch seinem Leben drohten, umständlich geoffenbart hatte, bat er sie flehentlich, ihn zu schonen und ja nicht zu verrathen.

Die biedern Menschen gaben ihm die treuherzigste Versicherung, auch nicht ein Wörtchen von dem Jemanden zu entdecken, was der gnädige Herr so eben ihnen auf die Seele gebunden habe. Dieser ward durch den ganzen Vorgang so sehr gerührt, daß er sich eine große Thränenperle aus den Augen wischte. Er zog seine Geldbörse und wollte dem großmüthigen Leinweber eine Schicht hervorgerollter Goldstücke in die Hand drücken; dieser aber weigerte sich eben so standhaft wie dessen Tochter, etwas anzunehmen, mit den Worten: „Wir thun nicht mehr als Menschenpflicht, und die darf und soll kein Geld nehmen."

Das gute Suschen ward von dieser schönen Viertelstunde an die Speisebringerin des versteckten Beamten.

Die Alles leitende göttliche Vorsicht fügte es, daß der

Feind durch die Tapferkeit der angerückten vaterländischen Landwehr wieder in's Gebirg zurückgedrängt, und der versteckte Direktor frei und frohen Muthes aus der Bärenschlucht hervorgehen und sich in die Residenzstadt begeben konnte, um neuerdings seinen für die allgemeine Ruhe und Ordnung so gewichtigen Amtsposten anzutreten. Es war sein erstes Geschäft, den erwähnten Policeidiener holen und ihn durch ein partheilos zusammengesetztes Verhör zum reinen Geständniß bringen zu lassen. Dieses fiel für den biedern Leinweber und dessen edelmüthige Tochter günstig aus, und setzte ihre Unschuld in's reinste Licht. Der durchlauchtigste Landesfürst, ein edler, mildherziger Völkerhirt, erhielt von Allem genauen Bericht, und wünschte das brave Menschenpaar zu sehen und zu sprechen. Beide erhielten ein Geschenk von 150 Dukaten. Das herzinnige Dankesgefühl der guten Menschen verklärte sichtlich sich in dem thauigen Glanze der sanftesten Freudenthränen, die je in dem klaren Spiegel eines biedern Menschenantlitzes schimmerten. Bei dieser Gelegenheit erfuhr Suschen, daß der Policeidiener seines Dienstes entsetzt und mit seiner

hochschwangern Gattin der drückenden Armuth preisgegeben sey; da wollte das edle, gutherzige Mädchen die Hälfte des so eben erhaltenen reichen Geschenkes an den Mann abgeben, der einst lügenhaft wider sie und ihren geliebten Vater aufgetreten und die Ursache geworden war, daß sie unschuldig im Verhafte schmachten mußten. „Behalte immer das ganz, mein Kind, was ich dir gegeben habe, und verharre auf der betretenen Bahn der Tugend. Der Policeidiener kann wohl nimmer angestellt, jedoch durch eine monatliche Geldgabe so gestützt werden, daß Weib und Kind — die unschuldigen Theile, nicht mit dem Schuldigen leiden dürfen."

So sprach der Fürst, und helle Zähren
Der Ehrfurcht suchten zu verklären
Das Antlitz derer, die dies froh vernahmen,
Und froher noch in ihrer Hütt' ankamen.

Ende des zweiten Bändchens.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gruber, Ferdinand Joseph

Die XVII blütenreichen Haupttugenden des menschlichen Lebens eine lehr- und blumenreiche Erbauungsschrift für die Jugend

Bd.: 2

Nürnberg [1837]

Asc. 2240 wc-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10263230-9